Sören Kierkegaards verhältnis zu seiner Braut

Søren Kierkegaard, Regine Olsen ...





Sören Kierkegaards Verhältnis zu seiner Braut

Briefe und Aufzeichnungen aus seinem Nachlaß



Herausgegeben und mit einem Begleitwort versehen von Henriette Lund

Einzig autorisierte deutsche Uebertragung von E. Rohr.

Leipzig im Insel-Verlag
1904

DEN TITELRAHMEN UND EINBAND-ENTWURF DIESES BUCHES ZEICH-NETE WALTER TIEMANN, GEDRUCKT WURDE DASSELBE BEI BREITKOPF UND HÄRTEL IN LEIPZIG.

März 1896

Es werden nun wohl zum wenigsten drei Jahre her sein, seit die Geheimrätin Schlegel, die in ihrer Jugend mit Sören Kierkegaard verlobt war, gelegentlich eines Besuches, den sie mir machte, ganz unerwarteterweise den Wunsch und Willen aussprach, daß ich nach ihrem Tode in Besitz der Briefe und Aufzeichnungen gelangen sollte, die aus jener Periode ihres Lebens stammten und die ihr seinerzeit nach Kierkegaards Tod zugefallen waren.

Ich muß indessen gestehen, daß ich mir dabei nicht viel mehr dachte als, sie könne es selber nicht übers Herz bringen, die Briefe zu vernichten, und wünsche deshalb, daß jemand, der ihnen beiden nahe gestanden und zu dem sie Vertrauen hatte, dies ausführen möchte. Übrigens hatte ich auch wohl die Empfindung, ich würde sie möglicherweise gar nicht überleben. Auf jeden Fall war mein Interesse für die Sache just nicht besonders rege.

Bei einem späteren Besuche indessen drückte Frau Schlegel ihren Wunsch mir gegenüber noch bestimmter aus, und im Herbst 1894 erhielt ich überdies den Brief eines Vetters, der um das Vorhandensein dieser Papiere wußte und sich bei ihr über dieselben erkundigt hatte. Frau Schlegel hatte bei diesem Anlaß, wie sie mir selbst später erzählte, die Gelegenheit benutzt, um noch einmal

mit aller Bestimmtheit zu erklären, daß sie sie nur in meine Hände geben würde.

Außer der Aufforderung: im Interesse der Sache und kommenden Biographen zur Unterstützung bei der Generation, die sich nunmehr dem Aussterben näherte, nach so viel Auskunft wie nur möglich über Sören Kierkegaard zu fahnden, sowie dem Hervorheben der ohne Zweifel großen Wichtigkeit dieser Papiere, enthielt der erwähnte Brief zugleich eine Aufmunterung, legte es mir nahe, die Gelegenheit zu benutzen, die sich hier bot, mir möglichst viel mündlichen Bescheid zu verschaffen über diesen Abschnitt in Kierkegaards Leben, um hernach die gegebenen Mitteilungen aufzuschreiben. Der so gesammelte Stoff würde dann späterhin im Verein mit diesem schriftlichen Nachlaß Kierkegaards herausgegeben werden können.

Im ersten Augenblick berührte mich dieser Gedanke beinahe unangenehm, auch glaubte ich mich Frau Schlegel gegenüber zu einem solchen Schritte gar nicht berechtigt. Und was die allgemeinen Nachforschungen anbetraf, so schien mir in Kierkegaards eigenen Schriften — insbesondere den »Nachgelassenen Papieren« — sowohl, wie in späteren Mitteilungen über ihn, in denen beinahe jeder, der wirklich etwas zu berichten hatte, selbst für Gelegenheit zur Aussprache gesorgt hat, ein so reicher, unbenutzter Stoff aufgehäuft zu liegen, daß es einem Biographen nicht an vortrefflichem Material fehlen sollte.

In diesem Sinne antwortete ich. Allein bevor ich die Antwort abschickte, legte ich die beiden Briefe einem vor, in dessen Urteil ich Vertrauen habe, und bat ihn um seinen Entscheid in dieser Sache. Er gab mir vollkommen recht in Hinsicht auf das reichhaltige Material, das für einen kommenden Biographen zur Benutzung vorliege, teils von S. Kierkegaards eigener Feder — von ihm selber über sich selber —, teils in den Mitteilungen über ihn, die trotz seines eingezogenen Lebens und seiner Zugeknöpftheit der Außenwelt gegenüber doch zu einer recht bedeutenden Literatur angewachsen sind — allerdings meist als einzeln aufbewahrte, in verschiedenen Schriften herum verstreute Züge. »Aber«, fügte er bei, »unter den vielen, die in dieser Hinsicht Beiträge geliefert haben, fehlt eine, deren Aussage außerordentlichen Wert haben könnte, nämlich Frau Schlegel. Mir scheint, wer aus dieser noch vorhandenen Quelle schöpfte, der würde sich um Sören Kierkegaards Persönlichkeit als Autor geradezu verdient machen.«

Daß Frau Schlegel Sören Kierkegaard in liebevoller Erinnerung behalten und seine Bedeutung sowohl, wie auch die fortdauernde Neigung, die er für sie hatte, verstand, war mir keineswegs unbekannt. Allein für Fernerstehende mochte sich vielleicht die Sache anders ausnehmen, und ich konnte mir nicht verhehlen, daß hier möglicherweise eine günstige Gelegenheit sei, auch nach

außen hin das Verhältnis in dieser Hinsicht in ein klareres Licht zu rücken. Das Faktum schon, daß Frau Schlegel mir, als einer nahen Verwandten des Verstorbenen, die Sache übertrug, konnte als Fingerzeig für ein richtiges Verständnis angesehen werden.

So ging ich denn zu ihr und fragte, ob es ein Irrtum gewesen, wenn ich mir seinerzeit ihren Entschluß, die erwähnten Briefe in meinen Besitz zu geben, dahin gedeutet, daß sie selber sie ungern vernichtete, und deshalb sozusagen eine Bitte an mich darin gesehen hätte, die wehmutsvolle Handlung vorzunehmen. Einen Augenblick schien sie zu schwanken; bald jedoch begriff ich, daß ich damit nicht das Rechte getroffen, daß vielmehr ein Etwas dahinter stecke, was sie selber »ein Gefühl der Pflicht« nannte, dem Verstorbenen gegenüber — nicht zum mindesten in Anbetracht seiner großen religiösen Bedeutung —, rückhaltlos hervorzutreten mit allem, was irgendwie dazu dienen konnte, auch in diese Periode seines Lebens Licht zu bringen.

Als dann später, es war im Herbst 1895, Frau Schlegel vorzog, mir das Paket Briefe selber zu überbringen, statt daß es mir, wie verabredet war, erst nach ihrem Tode zugesandt werden sollte, bemerkte ich wohl noch, daß ich, falls der Endzweck Vernichtung sein sollte, Frau Schlegel bitten würde, diesen Akt selber auszuführen, da ich mich nach reiflicher Überlegung nicht dazu be-

rechtigt fühlte; allein mein gegenteiliger Entschluß war doch bereits gefaßt, wenn irgend die Herausgabe zweckdienlich sein konnte und auch sonst sich bewerkstelligen ließ. Bei nachherigem Durchlesen des Ganzen fühlte ich indessen, daß ich auch ohne jeden äußern Ansporn zu diesem Schlusse gelangt wäre.

Nicht, daß dieser Nachlaß so viel absolut Neues brächte — wenigstens nicht für denjenigen, der in Sören Kierkegaards Schriften bewandert ist. Manchen direkten Aufschluß über die Sache findet man ja in den »Nachgelassenen Papieren«. Und in mehreren von seinen übrigen Arbeiten, besonders aus den ersten Jahren, die der Begebenheit folgten, ist sie gleichsam als gärende Unterströmung zu spüren, oder — um ein Bild aus seinen eigenen Schriften zu gebrauchen — sie erscheint dem Auge als »der Strahl eines Springbrunnens, der in regenbogenfarbiger Pracht im Sonnenlichte glitzert, während der Druck auf dem Grunde, und daß überhaupt ein Druck vorhanden ist, sich der allgemeinen Aufmerksamkeit entzieht«. Durch all die verschiedenen Aussprüche aber gewinnt die Sache als Ganzes doch an Anschaulichkeit und wird überdies der großen Zahl derer, die nicht Gelegenheit haben, selber den Einzelheiten nachzuspüren, um sich eine Meinung zu bilden, leichter zugänglich werden. Es scheint mir deshalb sogar nicht unmöglich, daß der Verstorbene selbst eine wenigstens teilweise Veröffentlichung

gewünscht — oder an eine solche gedacht — haben könnte, vor allem auch »ihr« zu Ehren, von der er wiederholt erklärt hat: »Ihr Name soll meiner Schriftstellertätigkeit verbunden bleiben; solange die Welt meiner gedenkt, so lange soll sie auch ihrer gedenken«, dann aber auch in der Erwartung, daß damit ein konzentriertes Licht auf einen Abschnitt seines eigenen Lebens fallen werde, der seinerzeit — ganz natürlich, da sich Kierkegaard selbst verpflichtet fühlte, die Kritik herauszufordern — ebensosehr mißverstanden als verurteilt worden.

AUSSER einer Sammlung Briefe an seine Braut enthielt das Pack auch Briefe aus der Zeit seines ersten Aufenthaltes in Berlin an seinen Jugendfreund, den damaligen Kand. theol. Emil Boesen, nachheriger Stiftspropst in Aarhus † 1881; dann ein Schreiben von Anno 1849 an Frau Schlegel, das in einen Brief an ihren Mann eingelegt war, nebst verschiedenen Konzepten, und endlich Aufzeichnungen, betitelt: »Mein Verhältnis zu ihr«, die vom 24. August 1849 datiert waren.

Die Briefe an seine Braut enthalten keine aufklärenden Momente. Einzelne unter ihnen möchten wohl sogar einen etwas gekünstelten Eindruck machen, was indessen nicht verwundern darf, wenn man Kierkegaards Denkweise und Gemütszustand aus der ganzen Verlobungszeit kennt.

Manche aber sind überaus hübsch, wie Gedichte in ungebundener Rede, und wenn man bedenkt, daß sie alle an jenes junge Mädchen gerichtet sind, das, trotzdem die Verbindung mit ihm so kurze Zeit währte, oder gerade durch den daraus sich ergebenden Bruch einen derart entscheidenden Einfluß auf sein Leben und sein Schaffen geübt hat, daß er noch Jahre danach, wenn er auf die Aufhebung seiner Verlobung zurückblickt, ausrufen kann*: »Von diesem Augenblick an weihte ich mein Leben nach besten, wenn auch nur schwachen Kräften dem Dienste einer Idee«, — wenn man all dies bedenkt, so kommt man zu der Einsicht, die Briefe seien des Aufhebens wohl wert und hätten Anspruch auf ein tieferes Interesse, als bloß jenes flüchtige, das gerade durch solch private Enthüllungen so leicht geweckt wird.

Anders verhält es sich mit den Briefen an Boesen, die trotz aller drin wogenden Gefühle dennoch Winke zum Verständnis einzelner Punkte enthalten. Der Umstand, daß ihre Abfassung zeitlich mit dem Bruche oder dessen unmittelbaren Folgen zusammenfällt, gibt ihnen einen gewissen bestätigenden Wert. Die Briefe an Schlegels dagegen sind aus einer spätern Zeit. Doch dürften sie wohl das Interesse der Neuheit und des Unerwarteten haben, und überdies ist in ihnen — oder, richtiger gesagt, in den verschiedenen Konzepten — die Ausdrucksweise eine weit kräftigere

---

* *Vgl. Nachgelassene Papiere 1846.*

und unumwundenere. Letzteres gilt ebenso für einzelne Partien der Aufzeichnungen, welche deshalb zusammen mit dem von Frau Schlegel Mitgeteilten wiedergegeben werden sollen.

März 1904

AUF Grund des mir so Anvertrauten wurde denn nachstehende kleine Darstellung ausgearbeitet, die ich im Herbst 1896 Frau Schlegel vorlas, und mit der sie sich vollauf befriedigt erklärte. Wir verabredeten infolgedessen, ich sollte das Geschriebene aufheben, um es nach ihrem Tode herauszugeben. Ebenso blieben die Papiere in meiner Verwahrung, bis einige Jahre später Frau Schlegel — nicht ohne Grund — darauf aufmerksam gemacht ward, daß es nicht richtig wäre, sie in einem Privathause einer allfälligen Feuersbrunst und andern Zufälligkeiten ausgesetzt liegen zu haben. Wir einigten uns nun dahin, sie in einem versiegelten Paket, also für jedermann unzugänglich bis nach Frau Schlegels Hinscheiden, nach der Universitätsbibliothek zu senden. —

Im März 1904 nun ist die liebenswürdige alte Dame gestorben, und so beschleunige ich denn die Herausgabe soviel wie nur möglich, — bei aller Wehmut doch dankbar, auf diese Weise ihren Wunsch erfüllen zu können.

HENRIETTE LUND

IM September 1840 verlobte sich Sören Kierkegaard mit Regine Olsen, Tochter des Etatsrats Olsen, Kontorchef auf dem Finanzdepartement. Sie zählte damals erst 18 Jahre und erschien noch jünger dadurch, daß sie die Jüngste war in einer größeren Kinderschar, in deren Kreise sie stets als das Kind betrachtet und behandelt worden — »das liebreizende Kind«, wie Kierkegaard sie nennt. Die Familie bewohnte dazumal eines der alten Häuser an der Börsenstraße, dessen spitze Giebelfassade auf den Hafen und die zu jener Zeit noch unüberbaute Alte Schiffswerfte sah. Noch spielen vielleicht im Mondschein auf ihren Finnländern* die Schiffsjungen davor; noch tönen die dumpfen Glockenschläge von der schräg gegenüberliegenden Holmkirche in den stillen Abend hinaus, wie es die Erinnerung später in Kierkegaards Seele widergespiegelt hat**.

Indessen hatte er nicht hier ihre Bekanntschaft gemacht, da er nicht im Hause verkehrte oder von früher her mit der Familie in Verbindung stand; dagegen traf er sie bei Frau Rördam, der Witwe Pastor Thomas Skat Rördams, die einige Jahre nach dem Tode ihres Mannes mit ihren jüngern Kindern in der Friedrichsberger Vorstadt wohnte.

Nach Kierkegaards eigenem Ausspruch war er

* *Finnländer: eine Art kleiner finnischer Handelsschiffe.*
Anm. d. Übers.

** *Vgl. Nachgelassene Papiere 1841.*

sich schon vor seines Vaters Tode im Jahre 1838 klar über seine Gefühle für R. O. Auf des letztern Tod, von dessen erschütternder und schmerzlicher Wirkung auf den Sohn in seinen Schriften verschiedene Male die Rede ist, folgten die Vorbereitungen aufs Examen, und er fügt hinzu: »während all der Zeit ließ ich ihr Dasein sich in meines schlingen«. Inwieweit er sie indes die Natur seiner Gefühle hat ahnen lassen, oder ob er dieselben bloß in verborgener Inbrunst in seinem Herzen genährt, darüber verlautet nichts.

Von Frau Schlegel, welche erzählt hat, sie wäre noch nicht konfirmiert gewesen, da sie ihn gesehen, und er hätte gleich bei der ersten Begegnung einen überwältigenden Eindruck auf sie gemacht, wissen wir, daß auf diese Zeit mehrere Jahre folgten, in denen sie nicht mit ihm zusammenkam. Doch hatte wahrscheinlich Kierkegaard, der sich so viel auf der Straße herumtrieb, binnen kurzem ihre Läuf' und Gänge erspäht und darauf selber für Gelegenheit gesorgt, sie zum mindesten hie und da einmal zu sehen.

In den Nachgelassenen Papieren von 1837 findet sich eine Bemerkung, die gerade auf diese erste Bekanntschaft hinzudeuten scheint: ». . . . Mein Gott, warum mußte auch diese Neigung gerade jetzt in mir erwachen!« — Unten auf derselben Seite steht, was als Ortsangabe angesehen werden kann: »Einer einsamen Tanne gleich stehe ich in selbstischer Abgeschlossenheit da,

emporstrebend nach Höherem, werfe keinen Schatten, und die Wildtaube allein baut ihr Nest in meinem Geäst. — Sonntag, den 9. Juli im Friedrichsberger Garten, nach einem Besuche bei Rördams.«

Ausführlicher heißt es in einer Tagebuchaufzeichnung von 1839: »Du Königin meines Herzens, eingeschlossen in meiner Brust allertiefster Verborgenheit, meinem kräftigsten Lebensgedanken, dort, wo die Mitte ist zwischen Himmel und Hölle — unbekannte Gottheit! O, kann ich es wirklich glauben, was die Dichter erzählen, daß, wenn man zum erstenmal den Gegenstand seiner Liebe sehe, man glaube, selben vor langem schon gesehen zu haben, daß alle Liebe wie alles Erkennen Erinnerung sei, daß auch die Liebe des einzelnen Individuums seine Prophezeiungen, seine Vorbilder, seine Mythen, sein altes Testament habe? — — Du blinder Gott der Liebe, Du, der Du im Verborgenen siehst, wirst Du Dich mir offenbaren? Werde ich finden, was ich suche hier in dieser Welt, werde ich die Konklusion aller exzentrischen Prämissen meines Daseins erleben, werde ich Dich in meine Arme schließen, oder — lautet der Befehl: weiter? Bist Du mir vorausgegangen, Du meine Sehnsucht, winkst Du mir verklärt aus einer andern Welt? O, ich will alles von mir werfen, damit ich leicht genug werde, Dir zu folgen.« Gleichzeitig ist ja schon hieraus eine gewisse Angst zu spüren — nicht vor Hinder-

nissen, die sich ihm von außen entgegenstellen konnten — von seinen innern Kämpfen* in Anspruch genommen, beachtet er derlei im ganzen nicht weiter, — aber vor dem Widerspruch der Stimme in seinem eigenen Innern, und neben der Angst steht der Zweifel, ob es nun auch seine Bestimmung sei, daß er das ersehnte Glück hier in dieser Welt erfasse. Es war der Beginn jener Zeit, von der er selbst schreibt**: »Ich befinde mich stetsfort auf der Grenze zwischen dem glücklichen und dem öden Arabien«.

Nach dem Staatsexamen im Sommer 1840 stattete Kierkegaard indessen ganz ohne weiteres der Familie Olsen einen Besuch ab. Darauf reiste er nach Jütland, die Gegend zu besuchen, wo sein Vater geboren war; vorher suchte er aber doch einen Anknüpfungspunkt, indem er den Töchtern des Hauses Bücher lieh für die Zeit seiner Abwesenheit, und indem er sie sogar veranlaßte, eine bestimmte Stelle in einem dieser Bücher zu lesen. — Im August kehrte er nach Kopenhagen zurück; und die Tage vom Beginn dieses Monats bis in den September hinein konnten, seiner eigenen Aussage gemäß, im eigentlichen

* *Vgl. Nachgelassene Papiere:* »— — — *ich bedaure, daß es im Leben nicht ist wie in den Romanen, wo man mit hartherzigen Vätern zu kämpfen, Jungfernzwinger zu sprengen, Klostermauern zu stürmen hat. Ich kann nur mit den blutlosen, zählebigen nächtlichen Gestalten kämpfen, die ich selber zum Leben und Sein erwecke.*«

** *Nachgelassene Papiere 1840.*

Sinne als die Zeit bezeichnet werden, in der er sich ihr näherte. Am 8. September ging er mit dem Vorsatz von Hause, die Sache zur Entscheidung zu bringen. Sie trafen sich auf der Straße gerade vor dem Hause, in dem sie wohnte. Sie sagte ihm, es wäre niemand daheim, und er bemerkt dazu, in seiner Dummdreistigkeit hätte er dies für die Aufforderung angesehen, deren er bedurfte. Kurz darauf saßen denn die beiden allein in der Wohnstube. Er bat sie, ihm etwas vorzuspielen, wie sie es auch schon getan; ziemlich bald aber unterbrach er selbst wiederum das Spiel, indem er herausrückte mit dem, was er auf dem Herzen hatte. »Übrigens«, sagt er, »habe ich nichts getan, sie zu bestricken, ich habe sie sogar vor mir und meiner Schwermut gewarnt.« Sie erwiderte nichts; und kurz darauf nahm er Abschied. Denn er fürchtete, sie überrumpelt zu haben, und wollte auch nicht gern, daß jemand sie zusammen träfe. Unmittelbar darauf ging er ins obere Stockwerk zum Etatsrat, der ebenfalls keine bestimmte Antwort gab, jedoch, nach Kierkegaards Auffassung, sehr willig schien. Er begehrte und erlangte hierauf eine Unterredung mit der Tochter am 10., und sie sagte: Ja! Damit war er aus dem Reiche der Phantasie und der mächtigen Gedanken hinübergetreten in die Welt der Wirklichkeit, in der er trotz seines sprühenden Witzes und all seiner äußeren Lebhaftigkeit doch nicht so recht zu Hause war.

Trotzdem traten ihm beim Eintritt in die neuen Verhältnisse in äußerer Beziehung jetzt keine großen Veränderungen entgegen. Der Vater, den Kierkegaard immer sehr gern mochte, war eine ernsthafte Natur; und da er als Beamter direkt unter dem alten Geheimrat Collin stand, dessen Geschäftstüchtigkeit bekannt ist und unter dessen Leitung sich soviel von dem kombinierten Finanzwesen jener Zeit angesammelt hat, so mag er auch wohl kein Faulenzerleben geführt haben. Den bescheidenen Verhältnissen jener Zeit gemäß lebte die Familie ein ziemlich stilles Leben. Ein Gesellschaft für die Jungen, die einige Zeit nach der Verlobung stattfand und wohl hauptsächlich Kierkegaards Geschwisterkindern zu Ehren gegeben ward, gehörte deshalb keineswegs zum Alltäglichen. Da die Gesellschaft gerade am muntersten war, ward Kierkegaard indessen von einem Unwohlsein befallen, das ihn sogar Blut speien ließ. Die Braut, welcher sehr angst geworden, ging ein paar Tage darauf selber nach seiner Wohnung, um sich nach ihm zu erkundigen. Dies war aber, wie Frau Schlegel sagte, keineswegs nach seinem Geschmack, denn er hielt in solchen Sachen streng auf die äußeren Formen. Trotzdem suchte er sie zu beruhigen [wie er auch hernach gerührt ist beim Gedanken daran, so daß er ihr sogar in einem Briefe, dankt]. Zugleich erzählte er, das Übelbefinden stehe sicherlich in Verbindung mit den Rückenschmerzen, an

denen er — infolge eines Sturzes, den er als Knabe von einem Baume herunter getan — öfters leide.

Als im Laufe des Sommers der nachherige Friedrich der Siebente als Kronprinz seine junge Gemahlin nach Kopenhagen brachte und der festliche Zug über den Hafenplatz nach dem Christiansburger Schloß dicht vor ihren Fenstern vorbeikam, waren da wohl eine Anzahl junger Damen, gleichaltrige und andere Bekannte der Töchter versammelt; gleichzeitig aber erhielt man den Eindruck einer gewissen Sympathie, die zwischen Kierkegaard und seinem Schwiegervater herrschen mußte, da sie beide auf einem Spaziergang ins Freie die Waldeinsamkeit vorgezogen hatten an einem Tage, an dem die ganze übrige Bevölkerung der Hauptstadt auf den Beinen war, sich die neue Prinzeß und das ganze Gepränge anzusehen.

Mit den übrigen Mitgliedern der Familie stand er — dank dem ihm eigentümlichen Talent, in menschliche Berührung zu treten, mit wem er gerade wollte, und hierdurch im eigentlichen Sinne die Lage zu beherrschen — bald auf gutem Fuß. »Allein gleich andern Tages sah ich, daß ich einen Mißgriff getan. Ein Büßender, der ich war, hatte ich an meiner vita ante acta, meiner Schwermut genug. Ich habe unbeschreiblich gelitten in jener Zeit.«

Hier möchte es vielleicht am Platze sein, eine Stelle aus den Nachgelassenen Papieren [1848] anzuführen, an der er von sich selber sagt: »Wenn

mich meine Schwermut in irgendeiner Weise irregeleitet hat, so muß es in der Weise sein, daß sie mich dazu brachte, als Schuld und Sünde aufzufassen, was doch vielleicht bloß unglückliches Leiden, Anfechtung war — — — Aber wenn ich auch in dieser Hinsicht zu weit gegangen bin, so ist es mir doch zum Heile gewesen.« Wenn deshalb Professor Bröchner gewiß mit ziemlicher Berechtigung über Kierkegaard bemerkt: »Sein Wirklichkeitssinn hielt nicht immer Schritt mit seiner eminenten Reflexionsvirtuosität; darum konnte er zuweilen Tatsachen in merkwürdiger Verschiebung und abnorm veränderten Dimensionen sehen,« — so gilt dies nicht zum wenigsten da, wo es sich um eigenes Schuldgefühl und eigene Verantwortlichkeit handelt. Die Schwermut, die hier zu Worte kam, war nämlich keine Einbildung; manch direkter Ausspruch bezeugt dies. Im Jahr 1843 schreibt er z. B.: »Von ganz früher Jugend auf schon ist mein Leben ein so qualvolles gewesen, wie man es wohl selten findet, und dadurch hat es sich vom Alltäglichen unterschieden. Allein von den qualvoll Leidenden im allgemeinen unterschied ich mich wiederum durch den Umstand, daß es mir nie eingefallen wäre, es möchte bei Menschen Hilfe zu suchen oder zu finden sein für mich, sondern — daß ich mein Leiden als — meine Auszeichnung empfand.«

Doch seufzt er später*: »Ach, sie vermochte

* *Nachgelassene Papiere 1848.*

nicht, meiner Schwermut Schweigen zu brechen. Daß ich sie liebte, war über jeden Zweifel erhaben, und somit erhielt meine Schwermut eine entsetzliche Zugabe, und eine, von der sie genugsam zehren konnte —.«

Und gerade im Rückblick auf jene Zeit sagt er: »Da werde ich noch einmal, und zwar auf sympathetische Weise, hinausgestoßen in den Abgrund meiner Schwermut, dadurch, daß ich meine Verlobung aufheben muß, und weshalb? just weil ich nicht glauben durfte, daß Gott meines Wesens tiefinnerstes Elend heben, meine nahezu wahnsinnige Schwermut von mir nehmen wolle, was ich jetzt um ihret- und somit auch wieder um meiner selbst willen mit der ganzen Leidenschaft meiner Seele wünschte.«

Wie vieles auch in dieser Selbstanklage bloß als eine Umschreibung des Wortes Schwermut gelten kann, die einmal erweckten Gedanken waren darum doch Wirklichkeit — bittere Wirklichkeit für ihn, und er kämpfte, wenn auch unter wechselnden Stimmungen und mit eigentümlichen Waffen, doch allezeit einen redlichen, man kann sogar sagen einen ritterlichen, aufopfernden Kampf für das, was er in der Folge als seine Pflicht erachtete.

Frau Schlegel erzählte, sie hätte ihn eines Tages nicht so gar lange Zeit nach der Verlobung in den Laubengängen getroffen, und da wäre er wie verwandelt — ganz geistesabwesend und kalt gewesen! Ihr jugendlicher Stolz fühlte sich

dadurch verletzt, was vielleicht hinwiederum in jenem kurze Zeit währenden Übermut zutage trat, von dem Kierkegaard spricht. Im Gegensatz zu seinen eigenen Zweifeln und Anfechtungen sagt er nämlich von ihr: »Sie schien nichts zu bemerken, im Gegenteil wurde sie zuletzt so übermütig, daß sie sogar erklärte, sie würde die Verlobung aufheben, wenn sie glauben müßte, ich besuche sie aus bloßer Gewohnheit. Daraus erwuchs in gewissem Sinne eine Gefahr. Wenn sie sich die Sache nicht mehr zu Herzen nimmt, sagte ich mir, so ist mir geholfen. Damit gewann ich meine Fassung wieder.«

Indessen war bei ihr bald darauf eine entscheidende Wendung wahrzunehmen. Da, wie sie sagte, die Schwermut auch in ihrer Familie kein unbekannter Faktor war, so wurde ihr nachgerade klar, daß ein derartiges Benehmen seinerseits aus dieser letzteren entspringen müsse; ihre Liebe erhielt dadurch gerade einen um so stärkeren und bewußteren Charakter, da es ihr schien, gerade jetzt müßte er ihrer um so mehr bedürfen. Kierkegaard seinerseits bemerkt zu diesem Übergang von Übermut zu einer Hingebung, die ihm beinahe wie Anbetung vorkam: »Bis zu einem gewissen Grade trage ich dafür selbst die Verantwortung oder bin schuld daran, weil ich — die Schwierigkeiten, die unser Verhältnis bot, nur allzu klar erschauend und mit der Einsicht, daß ich die stärksten Mittel anwenden müsse, um

wenn möglich meine Schwermut durchzuzwingen — zu ihr gesagt hatte: Gib dich hin! durch Stolz wirst du mir die Sache nur leicht machen. Ein durchaus wahres Wort, aufrichtig gegen sie und schwermütig verräterisch gegen mich.« Denn ihre völlige Hingabe bewirkt, daß ihn wiederum die Verantwortung trifft, und damit erwacht die Schwermut mit erneuter Kraft.

Nach mancherlei Wechseln zwischen lichteren und dunkleren Tagen, nachdem er unter anderm auch die Beobachtung gemacht, daß sie vielleicht doch eine Ahnung habe, wie es um ihn stehe, da öfters schon das Wort gefallen ist: »Du wirst doch nimmer froh werden, drum kommt es ja auf eines heraus, ob ich bei Dir bleiben darf oder nicht«; nach alledem sieht er endlich, daß gebrochen werden muß. Er sagt hierüber: »Mein Urteil und meine Meinung ist, daß es Gottes Gericht gewesen über mich.« Später fügt er hinzu: »Ganz klar kann ich mir nicht darüber werden, was sie rein erotisch auf mich für einen Eindruck gemacht hat. Denn so viel ist gewiß: Daß sie sich mir beinahe anbetend zu eigen gab, zu mir bat, ich möchte sie lieben, das hatte mich in dem Grade gerührt, daß ich alles für sie hätte wagen mögen. Wie sehr ich sie liebte, ist aber auch daraus ersichtlich, daß ich mir fortwährend selber verbergen wollte, wie tief sie mich gerührt, was sich doch im Grunde mit dem Erotischen schlecht zusammenreimt.«

»Wäre ich nicht ein Büßender, oder wäre meine vita ante acta nicht gewesen oder ich nicht schwermütig, die Verbindung mit ihr würde mich so glücklich gemacht haben, wie ich es mir nie nur geträumt. Insofern mußte ich ja zugeben — da ich eben leider derjenige war, der ich bin —, daß ich im Unglück glücklicher würde sein können ohne sie, als mit ihr, allein sie hatte mich einmal gerührt, und ich hätte gern, von Herzen gern, alles getan. Doch dagegen gab es hinwiederum nach meiner Auffassung einen göttlichen Protest: die Trauung. Ich mußte ungeheuer vieles vor ihr verschweigen, mußte das Ganze auf eine Unwahrheit basieren.«

Man wird bei diesen Worten unwillkürlich an eine Tagebuchaufzeichnung von Anno 1842 erinnert: »Und er streckte seinen Arm aus danach und ergriff es, allein er konnte es nicht behalten; es ward ihm geboten, allein er konnte es nicht besitzen; — ach, und doch war es seiner Augen Lust und war seines Herzens Begehr. Und seine Seele war der Verzweiflung nahe; er zog aber den größeren Schmerz: es zu verlieren und aufzugeben, dem geringeren, es mit Unrechten zu besitzen, vor; oder besser gesagt, er wählte den geringeren Schmerz: es zu entbehren, statt des größeren: es im Unfrieden seiner Seele zu besitzen; —«

Von den Briefen, die dieser ganzen Periode entstammen, sind nur wenige datiert. Sie sind deshalb nach eigenem Gutdünken geordnet worden.

MEINE REGINE!

Wie schön kleidet ein bedeutungsvoller Blick das Angesicht, wie bezaubernd ist ein Auge, das einen jeden Wink versteht! Es ist, als läse das Eine mit den Augen, was das Andere mit dem Augenlide schreibt. Allein das Auge hat seine Grenzen, und des Augenlides Schrift ist aus der Entfernung nicht zu lesen, nur wer nahe dabei ist, kann sie verstehn. Aber wie hurtig ist nicht der Gedanke, wenn er, wie ein Pfeil vom gespannten Bogen, mit der ganzen Kraft des hochgestimmten Gemütes ausgesendet wird; wie sicher trifft er nicht seinen Gegenstand! Wie leicht und schön, wie falkengleich hebt er sich nicht empor und schwebt über seinem Gegenstand, um ihn festzuhalten, daß er ihm nicht entrissen werde.

Es ist im Spätsommer gegen Abend. Dein Fensterchen steht offen, der Mond will untergehn und überbietet sich selber an Glanz, um das Spiegelbild im Meere zu verdunkeln, das ihn beinahe gefährlich zu überstrahlen scheint — so prachtvoll ist es. Erbittert glühend verbirgt er sich im Gewölk, das Meer erzittert. — Du sitzest im Sofa, Deine Gedanken schweben weit in die Runde, der Blick haftet nirgends, in der Unendlichkeit der himmlischen Weiten erst verlieren sich die unendlichen Gedanken, weg ist alles, was dazwischen liegt, es ist, als segeltest Du in der Luft. Und Du rufst die flüchtigen Gedanken zusammen, die zeigen Dir einen Gegenstand. Und wenn ein

Seufzer treibende Kraft hätte, wenn ein Mensch so leicht, so ätherisch wäre, daß die ausgepreßte Luft, die einem Seufzer entströmt, ihn, den Menschen, fortbewegen könnte, und das desto rascher, je tiefer der Seufzer war — dann würdest Du wohl im selben Augenblick bei mir sein.

Aber wie hurtig ist nicht der Gedanke, wenn er wie ein Pfeil vom gespannten Bogen mit der ganzen Kraft des hochgestimmten Gemütes ausgesendet wird, wenn der Bogenstrang Sehnsucht heißt, und frohe Zuversicht der Arm, der ihn spannt, und unwandelbare Hoffnung das Auge, das zielt.

Anbei folgt eine Hieroglyphe: man wird behaupten, es sei ein Rosenkranz, doch sei weniger auf die Blume hingedeutet, als auf den Kranz und die stille Andacht, mit der sein Besitzer ihn wohl Glied um Glied durch die Hand gleiten läßt und dabei den Namen nennt.

Dein S. K.

MEINE REGINE!

An

Unser herzliebes kleines Reginchen!

S. K.

Ein solcher Strich unter dem Worte dient dem Setzer zur Weisung, daß er das betreffende zu spationieren habe. Spationieren heißt, die Worte auseinanderziehen; wenn ich deshalb die oben-

stehenden Worte spationiere, so gedenke ich sie damit so lang auseinanderzuziehen, daß ein Setzer vermutlich die Geduld verlieren würde, denn aller Wahrscheinlichkeit nach dürfte er in seinem ganzen Leben nicht mehr zum Setzen kommen.

Dein S. K.

* *Drei Kronen*

MEINE REGINE!

Dies hier ist die Knüppelsbrücke; die Person mit dem Fernrohr bin ich. Du weißt, daß die Personen, die auf Landschaften vorkommen, im allgemeinen etwas kurios aussehen. Deshalb kannst Du Dich damit trösten, daß ich nicht ganz so garstig aussehe und daß jede künstlerische Auffassung etwas Ideales hat, auch wenn sie karikiert. Kunstkenner sind darüber uneinig gewesen, weshalb der Maler gar keine Umgebung gemacht habe; die einen waren der Ansicht, es sei damit auf eine Volkssage angespielt, die von einem Menschen erzählt, welcher in solchem Grade in die Aussicht von der Knüppelsbrücke verloren war, daß er zuletzt gar nichts mehr sah, außer dem Bilde, das seine Seele selbst hinwarf und das er ebensogut in einem dunkeln Zimmer hätte sehen können. Andere meinten, der Grund möchte darin liegen, daß der Maler

---

* *Diesem Briefe liegt eine von K. selbst gefertigte Zeichnung bei, die eine Brücke darstellt, auf der ein Mann mit einem ungeheuern Fernrohr steht.*

nicht so gar stark sei in der Perspektive, die es zum Häuserzeichnen erfordert. Das Fernrohr selbst hat indessen eine eigene Beschaffenheit, von der die Tradition folgendes erzählt: Das äußerste Glas ist ein Spiegelglas in der Weise, daß, wenn man es gegen Dreikronen richtet und sich selber auf die linke Seite der Brücke stellt, unter einem Winkel von 35° zu Kopenhagen, man etwas ganz anderes sieht, als alle die andern Menschen, die um einen herum sind; so daß man mitten im gemütlichsten Plaudern über die Aussicht auf die Schiffe das sieht oder zu sehen glaubt oder zu sehen hofft, was der geheimnisvolle Geist des Fernrohrs demjenigen zeigt, der es versteht, ihm die rechte Richtung zu geben. Nur in den rechten Händen und für das rechte Auge ist es ein göttlicher Telegraph, für einen jeden andern ein unnützes Möbel.

Dein Bruder hielt mir gestern vor, daß ich beständig von meinem Schuhmacher, meinem Obsthändler, meinem Lohnkutscher usw. usw. usw. spräche; er schien mich damit eines vorzugsweisen Anwendens der ersten Person des besitzanzeigenden Fürworts bezichtigen zu wollen. Daß ich — zwar nicht in extensiver, dafür aber in intensiver Weise — weit stärker bin im Anwenden des besitzanzeigenden Fürworts der zweiten Person, das weißt Du von Deinem treuen Freunde; und wie sollte er auch, wie sollte überhaupt ein Mensch es wissen, da ich ja nur Dein bin.

Dein für ewig

Zur Beglaubigung erlaube ich mir als Zeugen meinen verewigten P. Möller auftreten zu lassen: Gegeben auf unserm Studierzimmer.

MEINE REGINE!

Dieser Brief hat kein Datum und soll auch keines haben, denn sein wesentlicher Inhalt ist das Bewußtsein eines Gefühles, das wohl zu jeder Stunde in mir vorhanden ist, wenn auch in allen verschiedenen Tonarten der Liebe, das aber gerade deswegen auch nicht im einen Augenblick eher vorhanden ist, als im andern (nicht um 10 Uhr präzis, noch um 11 Uhr, nicht am 10. November eher als am 11. oder 12.). Dieses Gefühl verjüngt sich nämlich beständig, es ist ewig jung wie die Bücher, die uns das Mittelalter überliefert hat, die, ob auch mehrere hundert Jahre alt, doch stets »in diesem Jahr gedruckt« sind. — Ich bin heute auf der Knüppelsbrücke gewesen; auch dieser Tag hat kein Datum, wie denn kein Tag ist, an dem ich diese Expedition nicht unternehme.

An jenem Martinsabend, da ich bis 8 Uhr ausblieb, war ich auf Friedensburg; ich kann nicht sagen: gestern oder vorgestern, da ich kein Heute als Ausgangspunkt habe. Man wunderte sich, daß ich allein fuhr. Früher weißt Du, daß ich nie allein fuhr, sondern Trauer und Bekümmernis und Wehmut zu treuen Begleitern hatte; nun ist meine Reisegesellschaft eine weniger zahlreiche. Wenn ich

ausfahre, ist es das Gedenken, die Erinnerung an Dich; wenn ich heimfahre, die Sehnsucht nach Dir. Und in Friedensburg treffen sich diese meine Begleiter, fallen einander um den Hals und küssen einander. Dieser Augenblick ist es, den ich so gern mag. Du weißt ja, daß ich Friedensburg unbeschreiblich liebe um eines Augenblickes willen, eines Augenblickes, aber bloß eines Augenblickes, der mir unschätzbar ist.

Wie nun dieser Brief ohne Datum ist, folglich zu jedweder Zeit geschrieben sein kann, so folgt daraus auch, daß er zu jeder Zeit gelesen werden kann; sollte Dich ein nächtlicher Zweifel überfallen, so kannst Du ihn selbst zur Nacht lesen; denn wahrlich, wenn ich einen Moment lang gezweifelt habe, ob ich Dich »mein« nennen durfte (Du weißt, wieviel ich mit diesem Ausdruck verbinde, Du weißt es, Du, die selber geschrieben hat, daß Dein Leben abgeschlossen sei mit mir, wenn ich von Dir getrennt werden sollte; o, so laß es mich denn umschließen, dies Leben, solange wir vereint sind; denn erst dann sind wir im eigentlichen Sinne vereint), so bin ich doch keinen Augenblick im Zweifel gewesen, nein, aus meiner Seele tiefinnerster Überzeugung schreibe ich es und werde nicht im dunkelsten Erdenwinkel je daran zweifeln, daß ich Dein bin.

Dein für ewig
S. K.

MEINE REGINE!

Nun ist es Winter, darum aber gerade Zeit, an den Sommer zu denken. Das Pferd schnaubt, lose liegen die Zügel in meiner Hand, die Natur erwacht, jeder einzelne Baum beugt sich im ersten Morgenschauer vor, zu sehen, ob sein Nebenmann noch auf derselben Stelle stehe, ein einsamer Vogel steigt empor, läßt stolz seine Stimme widerhallen im raunenden Wald, erschreckt springt ein Hirsch auf, stiert um sich und verschwindet in des Waldes geheimem Innern. — Leb wohl, das Ganze ist schneller vorbei, als es gesagt ist, schneller geschaut, als es geschah. — Habe Dank, Du wunderbare Natur! Habe Dank, Du, die Du unser aller Mutter bist, deren Schoß mehr, viel mehr in sich birgt, als die unersättlichen Augen Deiner Kinder in sich aufnehmen können! — Das Pferd schäumt, kaum berührt es mit den Hufen die Erde — unruhig bewegen sich die Bäume, ein Sehnen durchzittert sie, sie beugen wehmütig die Häupter, um eines Augenblickes Länge sich noch sehen zu können.

Es ist Winter, doch das Laubhüttenfest ward zur Winterszeit gefeiert. So will denn auch ich meine Laubhütte aufrichten. Still sitze ich darin; etwas Feierliches liegt darüber gebreitet; allein die Natur hat keine Vergangenheit, ist ein Kind, das des Lebens Schmerz nicht kennt und nicht seine Lust, ein Kind, das unschuldig lächelt, aber nichts erzählen kann. — Solltest Du wünschen, meine Laubhütte zu sehen, so liegt hier eine Zeichnung

bei. Es werden im allgemeinen junge, frische, biegsame Sprossen dazu verwendet, nicht dürre, duftlose Stecken, die sich nicht biegen können.

Dein S. K.

MEINE REGINE!

Was paßt, das muß sich winden,
Was sich versteht, sich finden,
Was gut ist, sich verbinden,
Was liebt, zusammen sein.
Was hindert, muß entweichen,
Was krumm ist, muß sich gleichen,
Was fern ist, sich erreichen,
Was keimt, das muß gedeihn. *

Heute ist Donnerstag. Das weißt Du. Aber Weihnachten kommt vor Neujahr, ɔ: das kirchliche Jahr vor dem bürgerlichen, so auch das poetische vor dem wirklichen, womit besagt sein soll — nicht, daß das poetische mit Beginn des wirklichen aufhöre, aber daß jenes älter sei als dieses und dieses begrenze, wie ja das Ewige immer das Zeitliche begrenzt.

Dein S. K.

MEINE REGINE!

Es endet Schmerz
So wie der Scherz,
So wie die Nacht,
Eh' man's gedacht.

---

* *Novalis.* *Anm. d. Übers.*

Du erzähltest letzthin, da Du mich besuchtest, Dein Vater hätte Dir zur Konfirmation eine Flasche Maiglöckchen (Extrait double de muguet) geschenkt. Du meintest vielleicht, ich hätte es nicht gehört, oder meintest, es sei an meinem Ohr vorübergestrichen, wie so manches andere, was im Innern keinen Widerhall findet. Doch nein, keineswegs! Aber wie jenes Blümchen sich so reizend in seinem großen Blatte verbirgt, so ließ ich auch das Vorhaben, Dir das Mitfolgende zu schicken, sich in der Vergessenheit halbdurchsichtigen Nebelschleier hüllen, auf daß es, frei von jedem, auch dem entferntesten äußeren Anstoß, zu einem neuen Leben verjüngt, im Vergleich zu dem seine vorherige Existenz bloß ein irdisches Leben war, jetzo den Duft verbreiten könne, um den Sehnsucht und Erinnerung (»aus dem Frühling meiner Jugend« !) sich streiten. Fast hätte ich aber einen solchen Extrait in Kopenhagen nicht auftreiben können. Doch auch in dieser Hinsicht herrscht eine Vorsehung, und der blinde Liebesgott sieht immer einen Ausweg. Daß Du das Betreffende in diesem Augenblick empfängst (gerade bevor Du ausgehst), hat seinen Grund darin, daß ich weiß, wie auch Du des Augenblickes Unendlichkeit kennst: möchte es ja nicht zu spät kommen. Eile, mein Bote, eile, mein Gedanke, und Du, meine Regine, warte einen Augenblick, bloß einen Augenblick verziehe!*

Dein für ewig
S. K.

* *Aus P. Möllers: Der alte Liebhaber.* *Anm. d. Übers.*

MEINE REGINE!

In diesem Augenblick bin ich fertig mit der Rezension, die heute abgeliefert werden soll. Du wirst aber wohl nicht glauben, daß ich, weil ich eben die Feder in der Hand habe, so gleichsam die Gelegenheit benutze und Dir bei Gelegenheit schreibe? Wenn Du die Krähenfüße sähest, die da in einem unordentlichen Briefumschlag an S. T. Hochwürden Herrn Hofprediger Dr. Münter, R. vom D. und D. M. Mitglied der Direktion für das geistliche Seminar usw. usw., abgehen, und wenn Du nun sähest, mit welcher Freude meine Hand jeden einzelnen Buchstaben malt, wenn Du sähest, wie leicht sie auf dem Papier ruht und mit welchem Nachdruck sie mitunter verweilt, wie übermütig sie mitunter einen Schnörkel hinwirft, der sich dennoch nicht verirrt, sondern zurückbiegend das Wort umschließt, — dann würdest Du wissen, daß ich an Dich denke, und daß ich in den Bewegungen der Feder weit bedeutungsvollere Gestikulationen sehe.

Meine Regine! Du magst diesen Namen so gern hören, und ich gebrauche ihn so gern, und doch verbinden wir vielleicht verschiedene Vorstellungen damit. Du verbindest vielleicht den demütigen Gedanken damit, Du seiest so, wie ich Dich mir wünsche, die Verkörperung des Bildes, das ich sehnend suchte — und ich verbinde damit den stolzen Gedanken, daß Du mir gehörest, nicht eines flüchtigen Augenblickes Länge, nicht teilweise, sondern ganz und immer? Und doch bin ich hin-

wiederum nicht stolz; denn was besitze ich, was mir nicht gegeben ward? Hätte ich Dich zu »bezaubern« vermocht, könnte ich Dich in egoistischer Befriedigung mein nennen, o! wie arm würde ich da nicht sein in all meinem Reichtum, und wie eitel würde nicht meine Freude sein; denn nur wer frei ist, kann sich selber geben, und je freier er ist, desto mehr hat er, womit er Verschwendung treiben kann. Deshalb vergewissere ich mich, indem ich Dich mein nenne, jedesmal aufs neue des Überflusses, den ich besitze. Du hast Dich einen Augenblick von mir losgerissen, um Dich hernach mir um so inniger wieder anzuschließen. Der sich selbst zu eigen hat, dem eignet der größte Reichtum; und ob auch einer allein die ganze Welt besäße, er vermöchte dennoch nicht so verschwenderisch zu sein, wie der, der sich selber gibt. Manche Leute würden das vielleicht nicht begreifen können, aber in meinen Augen bist Du reicher, als die ganze Welt, hast größeren Überfluß denn ein morgenländischer Fürst — meine Regine! — bist verschwenderischer und fröhlicher im Verschwenden, als irgendeiner es sein kann!

Vielleicht denkst Du in diesem Augenblick an mich; ich stehe vielleicht nicht deutlich und bestimmt vor Dir, doch Dein Bewußtsein ist dämmerig in Stimmung gehüllt — und auch in dieser bin ich. Jupiter verwandelte sich in eine Wolke, wenn er Io besuchen wollte; auch dann, wenn Du mich in eine Wolke verflüchtigst, auch dann bin ich

Dein S. K.

Mittwoch, den 9. Dez.

MEINE REGINE!

Er stopfte ihr die Ohren,
Er stopfte ihr den Mund;
Fuhr dann mit seiner Schönen
Hin nach dem Meeresgrund. *

Das ist so ungefähr, was auch ich getan habe; denn da mein eigentliches Leben sich nicht in der äußeren und sichtbaren Welt abspielt, sondern tief unten im Geheimsten meiner Seele (und was gäbe es dafür für ein schöneres und zutreffenderes Bild, als das Meer), so weiß ich mich selber nichts anderem zu vergleichen, als einem Meermanne; und so habe ich denn auch »ihre Ohren stopfen« und »ihren Mund stopfen« müssen, das heißt solange die Fahrt in die Tiefe währt, denn dort unten ist dies, wie man aus dem folgenden Vers: »Mund auf Mund« ersieht, nicht notwendig. Ebensowenig ist notwendig, daß man ihr die Ohren verstopfe; denn die sind geschlossen, oder — um noch besser auszudrücken, auf wie zuverlässige Art sie geschlossen: — sie sind nur seiner Stimme offen. Dort unten gibt es nun viele kleine, aber trauliche Stübchen, in denen man hübsch im Geborgenen sitzen kann, indes das Meer einen umbraust; in einzelne von ihnen dringt wohl auch aus der Ferne der Lärm der Welt, nicht angstvoll stürmend, sondern sacht hinsterbend und die Bewohner dieser

* *Aus einer Dichtung J. Baggesens.* *Anm. d. Übers.*

Stübchen im Grunde nichts angehend. Eines dieser Stübchen, das gleichzeitig als Wohnzimmer und Festsaal dient, wirst Du auf beiliegendem Stück Papier abgezeichnet finden. Und doch, wozu diese ganze Beschreibung von Lokalitäten, die Du schon alle selbst kennst, schon in Besitz genommen und zu eigen hast, so daß sie mir selber bloß gehören, insofern ich

Dein S. K. bin.

MEINE REGINE!

Heute vor drei Wochen hast Du erwartet, ich würde Dir schreiben, und ich tat es nicht. O, wem hätte ich auch den Brief anvertrauen sollen! Erinnerst Du Dich an das Gedicht »Der Geigenspieler an der Quelle«? Das läßt sich ganz hübsch denken; was mir am besten gefällt, ist, daß es bloß »des Waldes leichtfüßige Tänzer« sind, der Fisch, der Vogel, die Maus usw., denen er sich anvertraut. Ich weiß recht wohl, daß dies nicht im Gedicht liegt, daß der eine oder andere, der diese Linien sähe, mir vorwerfen würde, ich lege mehr in das Gedicht hinein, als ursprünglich darin gelegen habe. Mag sein. Was kümmert mich das, wenn Du mich bloß verstehst, wenn es bloß eine geheimnisvolle Verbindung zwischen uns schafft, die für alle andern ein Rätsel ist, nicht, weil sie bloß Wortloses anvertraut, sondern weil sie eine Sprache spricht, die nur Du verstehst und ich,*

* *Von Chr. Winther.* *Anm. d. Übers.*

wenn Du mich verstanden hast. Also vor drei Wochen hast Du erwartet, ich würde schreiben und nicht kommen — heute erwartest Du, ich werde kommen und nicht schreiben. Wie, wenn ich beides täte? (Indessen komme ich vermutlich erst um 12 Uhr, um mit Dir zusammen zu meiner Tante in der Gothenstaße zu gehen.)

Ja fürwahr, ich komme, ich schreibe, ich denke, ich rede und warte und seufze, und mein Zimmer widerhallt von Selbstgesprächen, und Dir allein, meiner einzigen Vertrauten, darf ich es anvertrauen, was auf diese Weise bald wie Entzücken in mir braust, bald sich in stille Schwärmerei verliert — Dir allein darf ich anvertrauen, was Du mir anvertraut hast. Denn wisse, jedesmal, wenn Du mir's wiederholst, daß Du mich aus dem Innersten Deiner Seele liebest, ist es für mich, als hörte ich es zum erstenmal; und gleichwie ein Mensch, der die ganze Welt besäße, sein ganzes Leben nötig hätte, um seine Herrlichkeit zu überschauen, so scheint mir, als müßte auch ich ein ganzes Leben haben, um mich auf all den Reichtum zu besinnen, den ich in Deiner Liebe besitze. Wisse, daß jedesmal, wenn Du es mir feierlich versicherst, daß Du mich stets gleichermaßen liebest, ob ich froh sei oder traurig — am innigsten, wenn ich traurig sei, weil Du weißt, daß die Trauer ein himmlisches Heimweh ist, und daß alles Gute im Menschen aus dem Schmerz geboren wird — wisse, daß Du da eine Seele aus dem Fegefeuer erlösest.

Du kennst die Lehre der katholischen Kirche, daß die Gebete eines Frommen den Seelen Linderung verschaffen, die im Fegefeuer leben; ich weiß, daß dem so ist; und jedesmal, wenn Du Deiner Liebe erwähnst, hört für mich das Rasseln der Ketten auf, und ich bin frei, unendlich frei, wie der Vogel in der Luft, bin frei und freue mich meiner Freiheit, ein Zeuge meiner eigenen Freude, wie ich ehedem Gefangener und gleichzeitig Gefangenwärter meiner selbst gewesen bin. Dein für ewig*

S. K.

*Wenn Du an dem Heliotrop riechst, das noch frisch geblieben bei Dir zu Haus, dann denke an mich; denn wahrlich, mein Gemüt, meine Seele wendet sich dieser Sonne zu, »nach Dir ich ein innig Verlangen trag', Du Sonne unter den Frau'n**.*

---

* *Menschen verleiht er (Eros) Frieden und Ruhe der stürmischen See,*
Gebietet dem Winde Schweigen und wieget die Trauer in Schlaf.

Mittwoch den 30. Dez.

MEINE REGINE!

Dich zu überzeugen, daß Deine Schachtel nicht zu Tabak verwendet wird, sondern eher als eine Art Tempel-Archiv dient, folgt hiermit das beiliegende Dokument.

** *Aus einem Gedichte Paul Möllers: »Der alte Liebhaber«.*
Anm. d. Übers.

Ich erinnerte Dich heute an jenen Mittwoch, da ich zum zweitenmal in meinem Leben mich Dir näherte. Das Wetter selbst rief diese Erinnerung in meiner Seele wach, gleichwie ein Wintertag zuweilen durch eine gewisse Ähnlichkeit, gerade weil er so ganz anders ist, recht lebendig den Gedanken an einen Sommertag auffrischt. Mir war so unbeschreiblich leicht zumute. Ich fuhr nach Lyngby nicht, wie gewöhnlich, düster und verstimmt in eine Ecke des Wagens hingeworfen. Mitten auf dem Sitze saß ich in außergewöhnlich gerader Haltung, ließ den Kopf nicht hängen, sondern schaute froh und zuversichtlich um mich. Alle, die mir begegneten, waren mir so unendlich willkommen. Mit einem gemischten Gefühle grüßte ich sie, als haftete jedem einzelnen gleichzeitig etwas von der heiligen Feierlichkeit einer alten Freundschaft und dem verführerischen Zauber einer neuen Bekanntschaft an. Im Pfarrhaus überschüttete ich alle mit Schmeicheleien; wir schwammen im Überfluß. Es machte mir Freude, verschwenderisch auszuteilen, weil etwas mich berührt hatte, das hoch über allen Schmeicheleien erhaben war.

— — — Allein diese Erinnerung hat Dich heute schmerzlich berührt. Du hast mich mißverstanden. So laß mich Dir eine andere alte Geschichte erzählen, die sich ebenfalls an einem Mittwoch zugetragen hat. Die Begebenheit fällt in die historische Zeit, und ich will ihr deshalb ein Datum anfügen. Es war Mittwoch, den 18. November 1840, da Du

mir sagtest, Du hättest einen Brief von mir erwartet. Zuerst wollte ich Dir Deine Bemerkung zurückgeben, indem ich den Nachweis erbrachte, daß es doch eigentlich nicht soviel an mir wäre, Briefe zu schreiben, als solche zu empfangen. Deine Betrachtungen, die Schwierigkeiten betreffend, die sich dem Schreiben und Absenden eines Briefes entgegenstellen, waren eine reine und gute Saat, die auf ein gehörig gereinigtes Erdreich fiel; (denn Du wirst Dich erinnern, daß ich Dir erzählte, wie der Gedanke an diese Schwierigkeiten mir plötzlich gekommen war, und daß dieser Gedanke im selben Augenblick zu meinem besten, meinem getreuen Freunde ward, der mir nimmer von der Seite weichen sollte); und nun blühte es in reicher (der Lateiner sagt: læta ɔ : froher) Überfülle auf, da, wo ehedem ein kalter Wind über nackte Felder strich. Du erzähltest, Du hättest daran gedacht, den Brief selber zu bringen. Ich sah Dich damals und sehe Dich ebenso deutlich, ebenso lebendig in diesem Augenblick. Still demütig schreitest Du. Dein Blick haftet am Boden, nur zuweilen hebt er sich zum Himmel auf, des Friedens und der Seligkeit voll; unangefochten und ungestört von der Welt, die Dich umgibt, gehst Du dahin, Dein Gedanke — ein frommer Pilgrim gleichsam im Dienste der Liebe — ist nur auf einen Gegenstand gerichtet. Unbemerkt gehst Du Deines Weges (ich sehe es alles im Geiste); keiner beugt sich in Ehrfurcht vor dem Glorienschein, der Dein Haupt umgibt; aber

es hat auch keiner ein mitleidiges Bedauern für Dich, (Du erinnerst Dich vielleicht, daß Du von A . . . s Familie sprachst); nur einer sieht Dich, nur einer versteht Dich, aber dieser eine wird Dir auch nicht erlauben, selbst im Geiste nicht, diese Wanderung vorzunehmen. Und wenn Du zuweilen wehmütig Dein Haupt beugst, da weiß er, daß der Geist willig ist, da eilt er Dir entgegen, da fühlt er's, meine Regine, daß Du ihn besiegt hast, da will er Dich nicht länger auf die Probe stellen; und ob gleich der Kampf ein kurzer war und er gleichwie Cäsar — bloß mit einer kleinen Veränderung — sagen kann: Ich kam, ich sah, sie siegte, so soll die Freude darum nicht minder eine lang andauernde sein.

Dein S. K.

Das mitfolgende Manuskript stellt einen Kranz vor, und ein Auge, das diesen Kranz sieht.

MEINE REGINE!

Gott gebe Dir ein glückliches Neujahr: Viel Lächeln und wenig Tränen! Ich sende Dir hiermit ein Taschentuch. Ich ließ es unter Dein Kopfkissen legen. Solltest Du einstmals plötzlich, von einem schmerzlichen Traume geängstigt, aus dem Schlaf erwachen und die Tränen nicht zurückhalten können, dann trockne sie mit diesem Leintüchlein. Dann denke, daß ich es Dir geschickt, und daß ich sie gerne selber aufhalten wollte.

Wenn Du aber froh, zufrieden, reich wie jene arme Witwe, welche alles weggab, was sie besaß, reicher als die Welt, Dein Haupt auf dasselbe Kissen legst, dann soll Dich dies Leintüchlein wiederum an mich erinnern, Dich erinnern, daß Du meine Tränen getrocknet, der einzige Mensch, der es getan, wie Du ja auch der einzige bist, der sie gesehen hat. Dann wirst Du leichtlich, wenn Du es wünschest, mein Bild in diesem Tuche sehen können. Die fromme Veronika trocknete Jesu Schweiß mit einem köstlichen Leinen; zur Belohnung für sie blieb sein Bild darin, und weil das Tuch fünffach zusammengelegt war, besaß sie nun fünf Gleichnisse von ihm. Um in diesem Tuche hier mein Bild zu sehen, wirst Du es selber hervorrufen müssen; aber ich weiß, daß Du das vermagst. Doch nicht unruhig, o! und nicht bekümmert sollst Du es hervorrufen, wie einer, den düstere Gedanken des Friedens berauben, — den heimlicher Kummer gleich einem unsteten Geiste in die Flucht treibt, sondern sanft und freundlich, voller Hoffnung und Zuversicht. Auf jeden Fall wünsche ich nicht, daß dieses Leintüchlein von Deinem Lager weiche.

Dein S. K.

*MEINE REGINE!**

Träume ich, oder »naht sich ein Traum aus

** Diesem Briefe liegt ein koloriertes Bildchen bei, das einen Sänger mit der Laute vorstellt, der, vor einem Bogenfenster*

meiner Jugend Frühling meinem Lehnstuhl«? * — *Dieses Bild ist ja doch in Deinem Besitze, und trotzdem ist es jetzt hier; allein es hat keine Ruhe mehr, keine bleibende Stätte mehr bei mir, es sehnt sich danach, mit einer Botschaft an Dich gesandt zu werden und bei Dir zu bleiben. Sie hält eine Blume in der Hand. Ist sie es, die sie ihm reicht, oder hat sie sie von ihm empfangen und gibt sie ihm zurück, um sie darauf von neuem in Empfang zu nehmen? Keiner weiß das, außer den Zweien. Die weite Welt liegt hinter ihm, er hat ihr den Rücken gewandt, und Stille herrscht über allem wie in der Ewigkeit, der solch ein Augenblick angehört. Vielleicht sind es Jahrhunderte her, daß er so gesessen hat, vielleicht ist der glückliche Augenblick nur ganz kurz gewesen, und dennoch ausreichend für die Ewigkeit. Mit dem Bilde kehrt mein Gedanke auch zurück zu seinem Ursprung,*

---

sitzend, seiner Liebsten entweder selbst eine Blume gibt oder eine solche von ihr empfängt. Auf der Rückseite stehen von Kierkegaards Hand die Zeilen:

> *Es vergeht keine Stund' in der Nacht,*
> *Da mein Herze nicht erwacht*
> *Und an Dich gedenkt,*
> *Daß Du mir viel tausendmal*
> *Dein Herze geschenkt.*
>
> *Des Knaben Wunderhorn.*

Weiter unten hatte sie hinzugefügt:

> *Und findest Du in meinem Arm so viel Trost und Freud',*
> *Schöner Meermann, so eile und nimm Dir beides heut'!*

[Aus einer Ewaldschen Romanze. Anm. d. Übers.]

* *Zitat aus P. Møllers: Der alte Liebhaber. Anm. d. Übers.*

und ich reiße mich von allem los, was mich fesseln will mit den Banden der Sorge und überschreie die Sorge . . . und doch, und doch, und doch bin ich bei alledem froh, unbeschreiblich froh; denn ich weiß, was ich besitze. Und wenn es stürmt und braust in der Gedanken Werkstatt, dann lausche ich Deiner Stimme; und wenn ich mitten im Gedränge stehe, von Lärm und Spektakel umgeben, der mich nichts angeht, dann blicke ich nach Deinem offenen Fenster und sehe Dich sommerlich gekleidet wie damals bei Schlegels, und Du schaust und schaust, und Deine ganze übrige Umgebung wird Dir fremd und trägt nur dazu bei, daß Du, ohne einen Gedanken an etwas anderes, unerschütterlich Deine Aufmerksamkeit, Deine Seele dem einen Punkt zuwendest, und der Abstand zwischen uns verschwindet, und Du bist mein, bist mit mir vereint, ob uns auch ein Weltteil voneinander trenne.

Hiermit sende ich Dir ein Halstuch; ich möchte Dich bitten, es anzunehmen, und wünsche, niemand außer Dir möge wissen, daß Du diese Kleinigkeit besitzest. Wenn Du dann festlich gekleidet (Du weißt, was ich hiermit meine) und allein bist und mich erwartest, dann wirst Du mir zu verstehen geben, daß es sich in Deinem Besitze befindet und daß dieser Besitz Dir nicht unlieb ist.

Dein S. K.

MEINE REGINE!

Hier hast Du das Manuskript, welches die Ursache war, daß ich Dich so präzis verlassen mußte. Und, nicht wahr? Du wirst mir wohl recht geben darin, daß die gelehrte Welt, wenn sie es zu Gesicht bekäme, es für das Törichtste, was ich noch geschrieben habe, ja für gänzlich sinnlos erklären würde.

So empfange denn auch meinen Glückwunsch oder, besser gesagt, die Summe von Wünschen, die von verschiedenen Zeiten und Tagen her sich in Bewegung gesetzt haben, um alle zu Dir hinauf zu ziehen, nimm sie alle in einen Wunsch gesammelt entgegen: Gott gebe, daß keiner die Freude von Dir nehme — Du selber nicht durch unruhiges Verlangen, unzeitigen Zweifel, selbstquälerischen Mißmut — ich nicht durch meinen schwermütigen Sinn und meine selbsterfundenen Bekümmernisse. — Nicht das Lächeln des Wohlergehens — nicht die Tränen des Mißgeschicks — nicht der Sehnsucht ungeduldiges Hasten — nicht der Erinnerung trügerische Betäubungsmittel! Diesen Wunsch nimm entgegen. Und scheint es Dir auch für einen Augenblick, ich sei so alt geworden, daß mein Wunsch einem Gebet gleiche und mein Aussprechen desselben einem Segensspruch, so nimm ihn darum doch entgegen, nimm ihn ebenso bewegten Gemütes, wie ich ihn mitteile, dann weiß ich, daß die Zeit kommen wird, da ich wiederum mit einem Segensspruch mich vergewissern werde, daß Dir die Freude er-

halten blieb; doch da wird mein Segensspruch einer Danksagung gleichkommen, weil ich die Erfüllung dessen gesehen, woran mir von allen Dingen am meisten gelegen ist.

Dein S. K.

Dienstag Abend — Mittwoch Morgen.

MEINE REGINE!

Will nimmermehr Dich versuchen, nun ich
kenne das Sinnen Dein,
Wollte Gott, bei einer jeden Jungfrau möcht'
so treu es sein.
Ja, Dich belohnen will ich: denn Du redst,
wie ich's hören mag.
Gott sei mit Dir! Fahrwohl! Und morgen ist
auch noch ein Tag. *

Auf welche Weise nun Volmer sie belohnt hat, darüber sagt die Weise nichts; und wie vornehm es auch aus König Volmers Munde tönt: Ja, Dich belohnen will ich, so steht das Mädchen doch offenbar so hoch, so felsenfest (und Felsen pflegen nicht in Sümpfen zu liegen), daß jede königliche Gabe zu gering ist für sie. Das poetische Gleichgewicht kommt deshalb erst zustande, wenn wir annehmen, daß König Volmer und eine gewisse andere Person im Grunde ein und derselbe waren. Wenn also der wilde Volmer sein ungestümes Roß tummelt

* *Aus Chr. Winters: Heinrich und Else. Anm. d. Übers.*

und einem Herbststurme gleich davonjagt und sie damit trösten will, daß »morgen auch noch ein Tag« sei, so verhält es sich nicht so, nein, nein;

Doch über den Zaun herüber schwang ihr Herzliebster sich
Und eilt in des Mädchens Arme und freut sich inniglich.

Und ob mir gleich scheinen will, auch in diesem Falle bleibe die Belohnung aus, so wird doch vielleicht das Mädchen so zufrieden sein, daß sie sich für belohnt ansehen wird, indem sie die Gewißheit erhält, er sei in dem jagenden Sturmwind gewesen und sei es doch wiederum n i c h t, sondern schwebe in sanftem Lufthauch daher.

Dein S. K.

MEINE REGINE!

So viel habe ich nun von Plato gelesen über die Liebe, und doch gibt es eine Lobpreisung ihrer, die ich höher schätze, als summa summarum die aller Konkurrenten am Gastmahl; oder besser gesagt, es gibt eine Liebe, die ich lobpreisen will, zwar nicht bei einem Gastmahl, wohl aber in nächtlicher Stille, wenn alle schlafen, oder mitten in tobendem Lärm, wenn mich keiner versteht. — In mitternächtiger Stille, denn der Tag beginnt ja um Mitternacht, und um Mitternacht bin ich erwacht, und die

Stunden sind mir lang geworden, denn was wäre hurtiger, als die Liebe? Die Liebe ist das Hurtigste, was es gibt, sie ist hurtiger als ihr eigenes Selbst.

Zwei Musikanten ziehen daher
Vom Wald aus weiter Ferne;
Der eine ist verliebt gar sehr,
Der andre wär' es gerne. *

Was hier auf zwei verteilt ist, vereinigt die Liebe in einem; der ist zu gleicher Zeit verliebt und wünscht sich doch fortgesetzt, es zu sein; es ist eine Unruhe, ein Verlangen, eine Sehnsucht in ihm, die machen, daß er jeden Augenblick das zu sein wünscht, was er im selben Augenblick schon ist. Die Liebe überbietet sich beständig selbst, nicht achtend, daß die andere Bietende sie selber ist und sie insoweit einzig dasteht. Voll seliger Ungeduld bietet sie immer höher und höher, weil der Besitz dessen, was sie zum Gegenstand hat, mit keinen Werten zu messen ist. Gleich jenem Kaufmann verkauft sie alles, um den Acker kaufen zu können, in dem die köstliche Perle liegt, und wünscht sich beständig, noch mehr zu besitzen, um ihn noch teurer zu bezahlen. Und wie der Kaufmann jedesmal, wenn er seinen Schatz betrachtet, bei sich selber seufzt: daß ich doch die ganze Welt zu eigen hätte, sie wegzugeben um des Schatzes willen, den ich besitze; so ist die Liebe im Besitz ihres Gegen-

---

* *Zitat aus Eichendorff.* *Anm. d. Übers.*

standes niemals tot und machtlos, sondern strebt jederzeit, zu erwerben, was sie im selben Augenblick schon besitzt. Sie sagt nimmermehr: jetzt bin ich sicher, jetzt will ich mir's wohl sein lassen; immer läuft sie hurtiger als alles andere, denn sie überholt sich selber. Dieses Hasten aber, dieses Eilen, diese Unruhe, diese Sehnsucht, dieses Wünschen, was anderes ist es, als die Macht, die der Liebe eigen, aus Vergessenheit und Stumpfheit — aus dem Tode emporzureißen? Und was würde selbst die himmlische Seligkeit sein ohne Wunsch, ohne den Wunsch, sie zu besitzen? Denn nur der nüchterne Verstand kann meinen, es wäre töricht, sich zu wünschen, was man hat. Dieser Wunsch mag wohl auch je nach Umständen die Stimme erheben oder leise flüstern, doch ist er niemals vielstimmig; denn wenn ich wünschen dürfte, da weiß ich wohl, was ich mir wünschte, und wenn ich sieben Wünsche tun dürfte, ich hätte doch immer nur einen Wunsch, wenngleich ich ihn mit Freuden siebenmal wiederholen täte, trotzdem ich wüßte, daß er mir beim ersten Mal erfüllt worden wäre. Und dieser Wunsch bleibt derselbe, wie es denn meine vollste Überzeugung ist, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentum, noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch keine andere Kreatur mich Dir wird entreißen können, noch Dich mir.*

* *Römer 8.*

Die stehen allhier im kalten Wind,
Und singen schön und geigen:
Ob nicht ein süß verträumtes Kind *
Am Fenster sich wollt' zeigen?

Nachschrift. Wenn Du alles Dazwischenliegende vergessen hast, möchte ich Dich bitten, bloß Überschrift und Unterschrift zu lesen; die hat, wie ich an mir selber erfahren habe, eine Macht, in Schlaf zu wiegen und wieder aufzuwecken, wie sie nur wenigen Beschwörungsformeln innewohnt.

Dein S. K.

---

* *Ich hoffe, dieses Prädikat werde auf Dich passen, und Du habest Dich nicht zu sehr geängstigt bei der Vorstellung, daß mit mir plötzlich etwas Übernatürliches geschehen sollte.*

Mittwoch, den 28. um 4 Uhr nachmittags.

MEINE REGINE!

— — — — Und der Winter kam, und die Blüten welkten dahin, ein paar aber konnte er doch vor dem Froste retten. Und da saß er vor dem Fenster draußen und reckte sie sehnsüchtig empor; allein das Leben in ihnen war zu schwach; und um es, wenn irgend möglich, in ihnen zu erhalten, preßte er sie fest zusammen in seiner Hand, und da starben sie; ein Tropfen aber ist zurückgeblieben, der, mit Schmerzen geboren, jene Unsterblichkeit in sich hat, wie sie nur Blumenduft und alten Melodien eignet.

Mach hurtig den langen Weg mit dem Briefe. *
Der Geist des Ringes:
Keinen Boten findst Du, der schneller liefe.

Dein für ewig
S. K.

MEINE REGINE!

Da doch alles Schreiben nur ein mattes Flüstern ist, so habe ich diese Überschrift laut vor mich hin gesagt, und zwar, soweit ich es beurteilen konnte, mit jener Stimme, die ich nicht so sehr in meiner Macht habe, als sie mich in der ihren hat; ja ich könnte sagen, die Du in der Deinen hast, obgleich Du stumm bist und ich rede.

Da Du die höheren musikalischen Studien aufgegeben hast (glaube nur nicht, daß sich mein Mund hier zu einem sarkastischen Lächeln spitze, oder daß meine Lippen in Übermut zittern; zittern sie, so ist es bloß, weil sie vom letzten Male, da sie sich aufgetan, noch nicht ganz ruhig geworden sind), so wirst Du Dich nun damit begnügen, zur Ausbreitung der Musik im Hause das Deinige beizutragen. Und auch da wird es Dir nicht an Gelegenheit zu musikalischen Studien fehlen, jedesmal, wenn Du versuchen wirst, mit Hilfe der Musik den düstern Sinn bei mir zu verjagen. Wenn deshalb auch Dein Spiel kein vollendetes ist in künstlerischer Hinsicht, so kann Dir letzteres doch sehr

---

* *Etwas umgeändertes Zitat aus Öhlenschlägers »Alladin«.*
Anm. d. Übers.

wohl gelingen. David vermochte Sauls böse Laune zu vertreiben, und doch habe ich nie gehört, daß er ein gar so großer Künstler gewesen wäre. Ich denke, es ist sein junger, lebensfroher, frischer Sinn gewesen, der viel geholfen hat; und Du hast doch etwas voraus — eine Liebe, welcher nichts unmöglich ist.

Dein S. K.

MEINE REGINE!

Nimm meinen Dank für alle die Zeit, die Du auf die Brieftasche verwendet hast! meinen Dank für all die Gedankenstickerei, die Dein Sinn hervorgezaubert, während Deine Hand sinnreich aus Perlen sichtbare Bilder formte, sichtbare, darum aber auch vergängliche, nicht ewige wie jene Gedankenarbeit! Ich sage Dir Dank für die Brieftasche! Dank für Deinen Wunsch vom Sonntagnachmittag! Dank für Deinen Wunsch vom Donnerstagmorgen! Dank, daß Du kamst! Dank, daß Du früh kamst! Dank, daß Du allein kamst! Dank für Deine Freude! Dank für Deine Angst!

Hier sende ich Dir eine Rose. Sie hat nicht, gleich Deiner Gabe, unter meinen Händen sich zu ihrem vollen Glanz entfaltet; verwelkt aber ist sie unter meinen Händen; ich habe nicht wie Du als froher Zeuge alles sich entfalten gesehen, sondern bin wehmütig Zeuge gewesen, wie sie mehr und mehr dahingeschwunden; ich sah sie leiden, sie

verlor den Duft, ihr Haupt ward schlaff, ihre Blätter bogen sich im Todeskampf herab, ihre Röte schwand, ihr frischer Stengel vertrocknete; sie vergaß ihre Herrlichkeit, glaubte sich vergessen und wußte nicht, daß Du die Erinnerung an sie bewahrt, wußte nicht, daß sie mir beständig im Sinne lag, wußte nicht, daß wir beide im Verein sie im Andenken hielten. — Fürwahr, wenn sie es gewußt, hätte sie vor Freude wieder aufgelebt, und wenn wiederum ihre Zeit gekommen wäre, da würde sie nur den einen Wunsch gehabt haben, und diesem Wunsche komme ich hierdurch nach, sie würde sich gewünscht haben, bei Dir bleiben zu dürfen; denn, würde sie gesagt haben, Du hast mich täglich vor Augen gehabt, und wenn ich Dir auch danke, daß Du mich nicht vergessen hast, so wundert mich's doch nicht; sie aber hat mich nicht vor Augen gehabt und hat mich dennoch nicht vergessen. So erfülle ich also hiermit den letzten Willen der Rose; wie sie ursprünglich Dir gehörte, so kehrt sie zu Dir zurück. Ihr Grab ist weiß und rein, es ist mit Deinem Siegel versiegelt. Du siehst es vielleicht nicht; es ist ja auch unsichtbar. In Tausendundeiner Nacht wird ein Mädchen beschrieben, das neben andern Eigenschaften, die sie besaß, auch einen Mund hatte gleich Salomos Siegelring. Wenn ich deshalb meine Lippen auf dieses Papier drücke, so versehe ich es nicht mit meinem, sondern mit Deinem Siegel. Wohl weiß ich, daß es, wenn irgendwo, so hier leichtlich Grenzstreitigkeiten geben

kann; doch die habe ich beigelegt. Das Siegel gehört Dir, bleibt aber in meiner Verwahrung. Doch wirst Du wissen, daß in einem Siegelring die Buchstaben verkehrt stehen; daraus ergibt sich, daß das »Dein«, mit dem Du dem sicheren Gefühle des Besitzes Gültigkeit verschaffst, von meiner Seite gesehen, sich als ein »mein« erweist. Damit habe ich dieses Paket versiegelt und möchte Dich bitten, ebenso zu tun mit der mitfolgenden Rose, ehe sie ins Tempelarchiv gelegt wird.

Dein S. K.

Beiliegend das abgezeichnete Siegel.

MEINE REGINE!

Der Augenblick will uns nicht begünstigen. Nun wohl, so wollen wir die Erinnerung pflegen. Die Erinnerung ist mein Element; und mein Erinnern ist ewig frisch; es windet sich gleich einem rinnenden Gewässer durch das Heideland meines Lebens und murmelt und erzählt immer dasselbe und immer dasselbe, schläfert die Sorgen ein, winkt mir und lockt mich, ihm zu folgen bis da, wo es entspringt und hervorsprudelt aus den dunkeln Erinnerungen der Kindheit. Deshalb lebt mein Erinnern nicht bloß, wenn entgegengesetzte Stimmungen einander berühren, auf, gleich grünen Kränzen, die, ob sie auch welk sind, wieder Duft ausströmen, wenn die Witterung ändert (wiewohl alles, was Erinnerung heißet, beim Regenwetter am süßesten

und unbeschreiblichsten duftet), nein, es lebt beständig; und je mehr die Welt sich gegen mich kehrt, desto mehr lebe ich der Erinnerung. Indessen bin ich, was mein Erinnern anbelangt, noch jung, was Du daran sehen magst, daß es mir nicht geht wie alten Leuten, die sich wohl an das erinnern, was ihnen zeitlich am fernsten, nicht aber an das, was ihnen am nächsten liegt. Mir verklärt (transfiguriert) sich jedwede harmonische Berührung von Idee und Leben augenblicklich zu einer Erinnerung; und während sie das Längstvergangene nahebringt, schiebt sie das Jüngstvergangene weit zurück, um es in der Erinnerung Hell-Dunkel zu ziehn. Trotzdem uns nun also gerade heute der Augenblick seinen Beistand verweigert hat, trotzdem, während ich dies schreibe, noch die Stunde nicht gekommen ist, erinnere ich mich dennoch alles dessen als eines Längstvergangenen, wodurch es den Stachel des Schmerzes verliert und nur die Süße der Wehmut beibehält.

Dein S. K.

MEINE REGINE!

... Den sie lieb haben, den züchtigen sie,
Darob die Welt sie Narren schilt,
Vereint gehn sie in Tod und Grab,
*Und drob die Welt sie Toren heißt.**

* *Einer Grundtvigs Dichtung entnommen, die von der Freundschaft zwischen dem aus dem Anfang des Mittelalters*

Wenn ich wie heute, zwar nicht kalt und streng (das vermöchte ich nie), aber doch ernsthaft bei aller Milde und Zärtlichkeit zu Dir gesprochen habe, so möchte ich nicht gern, daß Du auch nur einen Augenblick glaubtest, ich hielte mich selbst in solchen Stunden für besser; und um Dir zu zeigen, daß ich mich selber auf gleiche Weise züchtige, sende ich Dir zur Erinnerung an diesen Vormittag ein Exemplar des N. T. und danke Gott dafür, daß ich derjenige bin, dem es gegeben ward, Dir zu bringen, wessen wir alle bedürfen. Bei jedem Sieg, den Du erringst, weißt Du ja, daß die Engel im Himmel sich freuen; allein diese Freude wird ja nicht vermindert dadurch, daß auf Erden einer, wenn auch bloß ein geringer Mensch, in Demut diese Freude teilt.

Dein S. K.

MEINE REGINE! *

Es ist Samstag, und ich komme nicht zu Dir. Da doch meine Stimme, wie sehr ich sie auch hier zu Hause erhebe, zu schwach sein würde, um Dein Ohr zu erreichen, falls sie nicht, wie ich erhoffe, darin widerklingt (und solltest Du sie einmal nicht vernehmen, dann, glaube mir, kommt es daher, daß

---

bekannten König Sven und einem gewissen Bischof Vilhelm handelt. *Anm. d. Übers.*

* *Diesem Briefe liegt ein koloriertes Bildchen bei, eine alte Frau darstellend, die ein aufgeschlagenes Buch auf ihrem Schoße hält.*

sie schlummert; aber nicht lange, und sie erwacht wieder), so schicke ich Dir dieses Bildchen, das, ob es auch stumm ist, doch sicherlich nicht bloß zu sprechen, sondern Dich sogar anzusprechen vermag. Es stellt eine alte Frau dar, die liest. Sie liest laut, das sieht man deutlich, jedoch nicht so sehr, weil jemand darauf hörte, als aus dem Bedürfnis heraus, das im Menschen ist, wenn er sich das Beste zu eigen machen soll, es da nicht bloß sehen, sondern auch hören zu wollen. (Du magst den Versuch selber machen; ich bezweifle, daß Du Dich damit zufrieden geben würdest, Dein Auge flüchtig über die Worte: Meine Regine gleiten zu lassen, oder anhaltend darauf hinzustarren; ich wenigstens muß sie wieder und wieder laut hersagen.) — Damit ich doch auch etwas hätte, habe ich Dein Strickzeug dabehalten. Das schaue ich jetzt an. Das Tischchen, das vor meinem Sofa steht, habe ich fortgeschoben; Dein Strickzeug liegt an meiner Seite. Ich lese laut, dann wird es still; ich neige mich zur Seite, mein müdes Haupt auszuruhen an Deiner Brust. — Es schellt. — Ich setze meine Brille auf, um aufzuschließen. — Noch einmal kehre ich zurück, meinen Brief zu unterschreiben. Und was ich vom Vater übernommen, das lasse ich an Dich weitergehen.*

»Dein Dich aufrichtig liebender und ganz ergebener« *S. K.*

---

* *»Denn eine Brille verbirgt vieles — auch die Tränen im Auge.« Nachgelassene Papiere 1839.*

9½ Uhr vormittags

MEINE REGINE!

Du hattest vielleicht erwartet, mit »alten Erinnerungen« auch eine werdende Erinnerung in Form eines Briefes zu erhalten. Das war nicht der Fall; nimm darum diese Linien, die, wer weiß, — vielleicht bald zu Repräsentanten einer entschwundenen Zeit werden dürften. Daß Du einen Brief von mir erwartest, ist schön. Insonderheit, wenn dieses Erwarten nicht eine heftige Unruhe ist, die damit beruhigt werden soll, wohl aber eine heilig stille Sehnsucht, die den äußerlichen Beweis nicht verzehrt, um sich gleichsam daran zu sättigen, sondern ihn wie Maria in der Tiefe ihres Herzens birgt, — ihn nicht verzehrt, weil sie sich selber zu ernähren vermag, weil sie in sich eine selige Verheißung, die keimende Kraft für ein ewiges Leben spürt. Daß ich dagegen jeden Augenblick mich in einer Stimmung befinde, die mit einem Briefe droht, wenn auch die Umstände sie immer wieder vertreiben, und daß es mir deshalb, wie lange Zeit auch zwischen jedem Briefe liegen mag, immer, jedesmal wenn ich schreibe, so natürlich vorkommt, als hätte ich es am Tage vorher getan, bildet hierzu das Gegenstück. Doch die Freiheit ist der Liebe Element. Und ich bin überzeugt, daß Du mich allzusehr in Ehren hältst, um in mir einen fungierenden Kammerjunker sehen zu wollen, der mit der Gewissenhaftigkeit eines Buchhalters der Liebe Ministerialia verrichtete,

oder zu wünschen, ich möchte um eine Beharrlichkeitsmedaille für chinesischen Kunstfleiß konkurrieren, und sicher bin ich, daß meine Regine zu poetisch ist, um, wenn ein Brief ausbleibt, darin einen Mangel an »pflichtschuldiger Aufmerksamkeit« zu sehen — wie der offizielle Ausdruck heißt; zu poetisch, um, wenn auch niemals ein Brief kommen sollte, sich da zurückzusehnen nach Ägyptens Fleischtöpfen, oder den Wunsch zu fühlen nach dem immerwährenden verliebten Mahlgang eines Schmeichlers von Liebhaber. Meine Briefe sind nicht ein sukzessives Verbluten; jeder Brief ist die Frucht eines Besuches, mit dem der Liebesgott mich begnadete, worein Diejenige, von Der der Gott allzeit Grüße bringt, in Deren Namen er kommt, mit meinem Briefe eingeweiht werden soll; denn die Liebe wird zur faden Liebelei, wenn sie nicht eine bestimmte Gestalt hat. Diese nimmt der Gott an oder, besser gesagt, er läßt einen heiligen Schlaf über Dich kommen und führt Dich zu mir, ohne daß Du etwas weißt davon; erst mein Brief tut Dir zu wissen, daß Du mich besucht hast, und da danken wir ihm beide, dem Gotte, dem wir so vieles schulden, der so reichlich schenket allen denen, die da kommen, zu bitten, nicht aber zu fordern.

Dein S. K.

In diesem Augenblicke gehe ich an Deinem Fenster vorüber. Ich sehe auf meine Uhr, das bedeutet, daß ich Dich gesehen habe. Sehe ich nicht auf die Uhr, so habe ich Dich nicht gesehen.

Mittags um 1 Uhr

MEINE REGINE!

Noch in diesem Augenblick denke ich an Dich, und wenn Dir zuweilen scheinen mag, ich entziehe mich Dir, so ist es nicht, weil ich Dich weniger liebte, sondern weil es mir zur Notwendigkeit geworden ist, in gewissen Momenten allein zu sein. Deshalb bist Du indessen keineswegs aus meinen Gedanken ausgeschlossen, bist keineswegs vergessen! Im Gegenteil stehst Du recht lebendig vor mir. Und wenn ich Deines treuen Sinnes gedenke, dann werde ich wieder froh, und Du umschwebst mich, und alles andere verschwindet von meinem Horizont, der sich ins Unendliche weitet und nur eine Begrenzung mehr kennt. (Die beiliegende Handzeichnung gibt Dir einen Begriff davon.) Da kehre ich wiederum zu Dir zurück, und die herumschweifenden Gedanken kommen zur Ruhe bei Dir.

Dein S. K.

MEINE REGINE!

Du erinnerst Dich vielleicht, daß ich ungefähr vor einem Jahr Dir eine Flasche von dieser Essenz sandte mit dem Bemerken, daß ich mit Fleiß einige Tage hätte hingehn lassen, nachdem Du Deine Vorliebe dafür geäußert, um die feine Blume in den Schleier der Erinnerung zu hüllen. Nun erinnere ich mich wiederum dessen, erinnere mich also, daß Du damals die Äußerung getan; erinnere mich,

daß ich mich erinnerte, wie Du sie getan. Somit ist mir die Erinnerung daran noch lieber geworden, nicht nach rückwärts, sondern nach vorwärts. Das ist der Segen, den die Zeit in sich birgt. Ich sende Dir also eine Flasche hiervon, vielfach mit Papier umwickelt. Dies Papier ist aber nicht derart, daß man es in aller Eile abreißt, oder ärgerlich wegwirft, um zum Inhalte zu gelangen; im Gegenteil sind es just diese Blätter, die einem Freude machen, und ich sehe Dich, mit welcher Sorgfalt und Fürsorglichkeit Du jedes einzelne Blatt auseinanderfalten wirst, dabei daran denkend, daß ich Deiner gedenke, meine Regine, und selbst gedenkend

Deines S. K.

Kierkegaard erzählt hierauf des weitern in seinen Aufzeichnungen, daß er ihr geschrieben und ihren Ring zurückgeschickt habe, und daß das Billett wortgetreu in dem »Psychologischen Experiment« zu lesen stehe: »Ich habe mit Fleiß dies rein historisch sein lassen. Sollte sie je das Buch zu Gesicht bekommen, so möchte ich gerade, daß sie daran erinnert würde.«

Weshalb sie gerade hieran erinnert werden soll, versteht man, wenn man dem weitern Verlaufe der Sache folgt und den schmerzlich unmöglichen Zustand der darauf folgenden Monate kennen lernt. Später will er ihr denn gleichsam dokumentieren,

wie ihn — wenigstens in dieser Beziehung — keine Verantwortung treffe.

Wie früher schon angedeutet, hatte die Erkenntnis der Macht, die die Schwermut über Kierkegaards Seele hatte, statt seine Braut abzuschrecken, ihre Zärtlichkeit für ihn nur noch vermehrt, so daß sie nachgerade das Bedürfnis in sich fühlte, alles daranzusetzen, um bei ihm bleiben zu können — gerade um seinetwillen; sie hat auch kein Hehl daraus gemacht, daß sich hierein zugleich ganz natürlicherweise der egoistische Schmerz mischte darob, daß sie ihn verlieren sollte. Doch der Ausschlag dieser Gefühle war ein so heftiger und ihre Verzweiflung so offenbar, daß Kierkegaard zu ihr zurückkehrte — nicht bleibend; sondern eben, wie er es selber nennt, »um sie abzustoßen« und damit, soweit möglich, darauf hinzuwirken, daß sie mit Sammlung der Trennung entgegengehen könnte.

In diesen schweren Tagen des Betrugs, in denen er sie sich aus allen Kräften zu entfremden suchte, unter anderm, indem er tat, als machte er sich nichts mehr aus ihr*, beobachtete er, nach seiner eigenen Aussage, die Vorsicht, von Zeit zu Zeit gerade heraus zu ihr zu sagen: »Gib nach, laß

---

* *Vgl. Nachgelassene Papiere 1841: »— — Ich bin nicht gewohnt, meine Ehre drein zu setzen, mich schändlich zu betragen, und doch muß ich in ihren Augen als ein Betrüger dastehn, und ist dies die einzige Art, auf die ich wieder gutmachen kann, was ich falsch gemacht.«*

mich! Du hältst es nicht aus«; allein darauf entgegnete sie leidenschaftlich, sie wolle lieber alles aushalten, als ihn lassen. — Um ihr Kränkung zu ersparen, schlug er auch vor, der Sache eine Wendung zu geben, als ob sie es wäre, die die Verlobung auflöse. Auch dies wollte sie indessen nicht, sondern antwortete bloß, wenn sie alles andere aushalte, so hielte sie wohl auch derlei aus. »Übrigens«, meinte sie, »würde wohl niemand sein, der in ihrer Gegenwart sich etwas merken ließe, und was sie in ihrer Abwesenheit sagten, könnte ihr ja gleichgültig sein.«

Gleichermaßen rührte, ja zwang ihn zur Achtung der Ausspruch einer ihrer Schwestern, die, als zu jener Zeit auf mancherlei Weise Einzelheiten aus seinem sonderbaren Benehmen in die Freundes- und Bekanntenkreise der Familie gedrungen waren, und — wie er selber sagte — »alle verständigen Leute leicht einsahen, daß ich ein Schurke war, und jeder Verständige sich schmeichelte, die Sache völlig zu verstehen«, ganz einfach bemerkte: »Ich kann Magister Kierkegaard nicht verstehen, aber ich glaube trotz allem, er sei ein guter Mensch!«

Selbst ruft er aus: »Es war eine fürchterlich qualvolle Zeit — in diesem Maße grausam sein zu müssen und dabei so zu lieben wie ich. Sie kämpfte wie eine Löwin; hätte ich nicht einen göttlichen Widerstand zu haben geglaubt, sie würde Siegerin geblieben sein.«

»Dann stürzte«, erzählt er weiter, »ungefähr zwei Monate darauf, alles zusammen. Sie war in Verzweiflung. Zum erstenmal in meinem Leben schalt ich. Es war das einzige, was zu machen war.«

Um seinen Freund Boesen, den er gern am selben Abend noch sprechen wollte, zu treffen, ging er von ihrem Hause direkt nach dem Theater, wo er wußte, daß dieser sich aufhielt. Daraus entstand seinerzeit die Geschichte, die in der Stadt zirkulierte, wie Kierkegaard, indem er seine Uhr gezogen, zur Familie gesagt habe, wenn sie noch etwas zu bemerken hätten, so möchten sie sich beeilen; denn er wolle ins Theater.

Allein im Theater sollte er noch einen andern treffen, den er nicht zu sehen erwartet: ihren alten Vater, der ihn noch einmal aufsuchte, für seine Tochter zu bitten. »Ich bin ein stolzer Mann«, sagte er, »und es kommt mich hart an, so zu Ihnen zu kommen, aber ich bitte Sie: Verlassen Sie sie nicht! es wird ihr Tod sein!« Dies war auch, was sie selber in den Tagen der Trennung angedeutet, und wie sehr es Kierkegaard erschüttert hat, wird man später sehen. Trotzdem erwiderte er jetzt nur, er werde ihr schon die Ruhe wiedergeben; die Sache sei jedoch entschieden. Darauf begleitete er den Vater nach Hause und verbrachte den Abend bei der Familie. Am nächsten Morgen erhielt er einen Brief, in welchem er gebeten ward, nach ihr zu sehen. Er

ging hin, blieb aber konsequent in der Durchführung der Rolle, die er spielen wollte. So war denn nichts mehr zu machen. Beim Abschied bat sie, er möchte sich hier und da ihrer erinnern. »Sie weiß nicht, was sie in mir für einen Anwalt hat,« schreibt er in den Nachg. Pap. 1841, und gleichen Orts heißt es, 1843: »Schwerer, als selbst das Wahre mißzuverstehen, ist es, von einem geliebten Menschen mißverstanden zu werden«. »So trennten wir uns,« fährt Kierkegaard fort, »ich verbrachte die Nächte weinend in meinem Bette, tagsüber jedoch war ich nur um so ausgelassener und witziger. Es mußte sein.«

Die öffentliche Meinung war stark gegen ihn, und in der Stadt machte unverdrossen der Klatsch seine Runde. Einen Brief, den K. an den Etatsrat sandte, erhielt er uneröffnet zurück. Darob geriet sein Bruder, Peter Kierkegaard, in Aufregung und wollte die Familie aufsuchen, um dagegen Einspruch zu erheben, daß Sören als ein schlechter oder leichtsinniger Mensch betrachtet werde. Allein dieser verbot es ihm mit Heftigkeit. Just in diesem Lichte wünschte er ja um ihretwillen gesehen zu werden.

In einer Anmerkung sagt er: »Als ein Schurke, ein Erzschurke, wenn möglich, aus dem Verhältnis hervorzugehen, erwies sich als das einzig Tunliche —; doch es war zugleich die allerausgesuchteste Galanterie. Bei meiner Geschicklichkeit wäre es mir wahrhaftig ein leichtes gewesen,

mich unter wohlfeileren Bedingungen zurückzuziehen — daß ein solches Benehmen Galanterie heißt, hat der junge Mensch bei Constantin Constantius * entwickelt, und ich stimme ganz mit ihm überein.«

Weiter unten schreibt er: »Das Tagebuch eines Verführers ist um ihretwillen geschrieben worden, um sie abzustoßen. Das Vorwort zu den zwei erbaulichen Reden ist auf sie gemünzt und noch vieles andere. Das Datum des Buches, die Dedikation an den Vater. Und im Buche selber sind schwache Winke zu finden — über das Aufgeben, und daß man nur dann den Geliebten verliere, wenn man ihn veranlasse, gegen seine Überzeugung zu handeln. Sie hat es gelesen, das weiß ich von Sibbern.«

Wiederum in einer andern Anmerkung heißt es: »Wohl war das Tagebuch eines Verführers darauf berechnet, sie abzustoßen — und ich weiß, was ich für Agonien durchmachte anläßlich der Herausgabe, weil mein Gedanke und meine Absicht waren: die Erbitterung aller Menschen auf mich zu hetzen, welch letzteres allerdings gänzlich mißglückte, insonderheit was das Publikum betrifft, das mich mit Jubel aufnahm, was denn auch dazu beigetragen hat, die Verachtung, die ich für das Publikum hege, zu vermehren — insofern aber jemandem der Gedanke an ‚sie' gekommen

* *Hinweis auf ein pseudonymes Werk Kierkegaards.*
Anm. d. Übers.

sein sollte oder noch käme, so stellt es sich zugleich als die allerausgesuchteste Galanterie heraus, die sich überhaupt denken läßt. Von einem Verführer ausgewählt zu sein, ist für eine Frau dasselbe, was es für eine Frucht ist, wenn sie von einem Vogel angepickt worden ist, denn der Vogel ist Kenner. Der ‚Liebhaber', der ist ja blind, sein Urteil also nicht objektiv; er sieht möglicherweise Reize und Differenzen, welche gar nicht vorhanden sind. Ein ‚Verführer' aber ist Kenner. Und nun denke man sich den ‚Verführer', den absoluten Kenner — und dazu ein einziges Mädchen: fürwahr, die größte Galanterie, die sich denken läßt, aber zu tiefsinnig, um populär zu werden; es läge sogar keine größere Galanterie darin: selbiges Mädchen den ‚Verführer' bekehren zu lassen; denn im gleichen Augenblick wird er zum ‚Liebhaber', wird blind und sein Urteil unzuverlässig. Was sind dagegen die Lieder all dieser Dichter, die die Geliebte ohne alle Umschweife besungen und in den Himmel erhoben haben — und selber ‚Liebhaber' waren, wie soll man sich auf ihre Lobpreisungen verlassen können! Nein, ein ‚Verführer' muß es sein — und dazu ein einziges Mädchen.«

Unter welchem Datum Kierkegaard die Verlobung aufhob, weiß er selber nicht mit Bestimmtheit zu sagen; doch hat er im November 1849 die Frage zu lösen gesucht, indem er auf ein Zettelchen die der Begebenheit zunächstliegenden Fakta

aufschrieb, an die er sich erinnerte, und deren Daten er wiederum ausfindig macht, indem er das »Vaterland« aus jenen Tagen durchliest. Charakteristisch für seine Gepflogenheiten und teilweise für jene Zeit ist, daß diese aufklärenden Momente bloß betreffen, was im königlichen Theater gespielt ward und wer in der Schloßkirche predigte. So sagte er z. B.: »An dem Tage, an dem es geschah, wurde am Abend ,Die weiße Dame' gegeben, und da bin ich hingegangen, den einen aufzusuchen, mit dem ich sprechen mußte. — Sonntag den 17. predigte Mynster. — Donnerstag den 21. wurde Kean aufgeführt, in welchem Printzlau die Gastrolle gab, und da war ich im Theater.«

Es gelang ihm indessen nicht, festzustellen, ob es am 11. oder 18. Oktober war. Kurze Zeit darauf reiste er nach Berlin, wo er ein halbes Jahr verblieb; und der erste aus der Sammlung von Briefen an seinen Freund Boesen, aus welchen hier wiedergegeben werden soll, was auf die Sache Bezug hat, ist vom 31. Oktober 1841 datiert*.

— — — Wie geht es zu Hause, wie Dir, — und wie derjenigen, deren Namen ich nicht nennen

* *Auf dem Umschlag, der die betreffenden Briefe enthielt, stand von Kierkegaards Hand geschrieben:*

> *»Dieses Paket soll nach meinem Tode uneröffnet verbrannt werden. Dies den Überlebenden zur Weisung. Es enthält nicht für 4 ß. Wert.«*

Anm. d. Übers.

will, ob ich gleich hoffe, daß Deine Briefe das eine oder andere zu meiner Aufklärung enthalten werden. Verschaffe mir Nachrichten! Daß aber das tiefste Stillschweigen darüber herrsche! Laß niemanden ahnen, daß ich es wünsche. Bis jetzt habe ich an dem Prinzip festgehalten, nach dem ich unentwegt zu handeln beschlossen. Es ward mir deshalb auch die Aufmunterung, wenn Du so willst — denn als solche werde ich es ja wohl ansehen müssen —, zuteil, daß Professor Sibbern am Tage vor meiner Abreise mich aufsuchte, »um mir tüchtig den Kopf zu waschen«, da nun auch er sich hatte überzeugen lassen, daß ich ein egoistischer und eitler Mensch sei, ein Ironiker im schlimmen Sinne. Da er mich nicht antraf, ging es über Peter her, der in Zorn geriet und erwiderte, das gehe ihn (Sibb.) nichts an. Vermutlich hat Sibbern mit der Familie gesprochen. Ich wünschte bloß, er hätte auch mit ihr gesprochen, denn dann hätte ich ja meinen Zweck erreicht. Begegne ihr unvermerkt. — Dein Fenster wird Dir hierin zustatten kommen. Aber begegne ihr nicht auf der Straße, insofern Du sie nicht Montag nachmittags um 5 oder 5½ Uhr zu treffen vermagst, wenn sie vom Westwall durch die Weststraße nach den Zeugbuden geht, oder gleichen Tags um 7 oder 7½, wenn sie, wie anzunehmen, mit ihrer Schwester durch den Bogengang nach der Börse geht. Aber vorsichtig! Um meinetwillen übe Dich in der Kunst, jeden Ausdruck zu beherrschen, den Zufall in der Gewalt

zu haben, augenblicklich eine Erzählung anspinnen zu können, ohne Furcht und Bangigkeit. — Sie soll nicht ahnen, daß ich mich um sie bekümmere; sie könnte es mißverstehen und eine für sie gefährliche Krankheit sich entwickeln. Fühle auch Petern ein wenig auf den Zahn! Ihm habe ich gar nicht geschrieben oder doch mit großer Reservation. Ich traue keinem. Er suchte bei Anlaß des Sibbernschen Besuches in mich zu dringen, erhielt aber bloß mein ironisches Lachen zur Antwort. Ich fürchte nämlich, der eine oder andere könnte sich wichtig machen wollen und ihr erzählen, daß ich noch an sie denke. Dies wäre ja eine recht dankbare Rolle und möchte sein Verlockendes haben.

Ich kann mir wohl denken, daß unter meinen guten Freunden viele mein Fortsein zum Lästern benutzen werden; verteidige mich nicht, — ich bitte Dich. Aber schreibe mir davon, auf daß ich mir eine Vorstellung machen kann, in welcher Richtung die Feindseligkeiten gehen.

Den 18. November

— — — Der Ausdruck mag übrigens etwas heftig angewendet worden sein; er wollte (Dir gegenüber) bloß sagen, ich traute Dir nicht absolute Übung genug zu zum Anstellen von Observationen; und da mir es nun von Wichtigkeit war, daß sie jeden Anlasses beraubt würde, sich auch nur die*

* *Aus dem vorigen Briefe: Ich traue keinem.*

fernste Ahnung zu machen; da mir dies so wichtig, so ungeheuer wichtig war, daß ich die Sache erst dann als ganz verzweifelt ansehen würde, wenn es trotzdem geschähe, so wirst Du Dir den Ausdruck leicht erklären können, insonderheit, wenn Du gleichzeitig der Geschicklichkeit gedenkst, die ich mit Recht oder mit Unrecht mir in dieser Beziehung selber zutraue. Zürne mir nun nicht darob; die Sache selbst lag mir so sehr am Herzen, daß ich alles tun wollte, um Dich anzutreiben; und wärest Du auch der allerverfeinertste Beobachter gewesen, der je die Welt erblickt, ich würde vielleicht trotzdem etwas derartiges gesagt haben. Dafür, daß ich Dir diese kleine Abbitte getan, muß ich nun hinwiederum mit einem Ergusse kommen, den Du so unmittelbar wie möglich erhalten sollst. Nämlich von wegen der Äußerung in Deinem Briefe, daß es vielleicht am besten wäre, mir gar keine Nachricht von ihr zu geben — und das unbekümmert darum, daß ich es auf das inständigste verlangt habe! »Tod und Pestilenz, will er sich als mein Vormund aufspielen, will er mich zu einem Unmündigen machen, zu einem verzärtelten Kinde, und es mir obendrein noch ins Gesicht sagen!« Du wirst Dir nun eine Vorstellung machen können vom Rhythmus des Vortrags, der auf meinem Zimmer gehalten ward, und zwar mit ungewöhnlicher Energie, um so mehr, als ich am selben Tag die Korkstiefel abgelegt und mir do. dünne angezogen und dieserhalben besser den hochtragischen Gang

annehmen konnte, der leicht ist und voller Kraft zu gleicher Zeit. — Du willst mich also meinen Träumereien überlassen. Darin irrst Du gerade. Ich träume nicht, ich wache. Ich fable nicht von ihr, ich gedenke ihrer nicht, sondern ziehe mich zur Rechenschaft. Hier bin ich am Ende. Ich kann alles zu einer Fabel machen, glaube ich; doch wo die Rede ist von Pflicht, Verpflichtung, Verantwortlichkeit, Schuld usw., da kann und da will ich nicht fabeln. Hätte sie die Verbindung mit mir gelöst, — wohl, da würde meine Seele alsobald mit dem Pflug des Vergessens über sie hinweggegangen sein; sie würde mir gedient haben, wie es andere vor ihr getan — nun aber, nun diene ich ihr. Wenngleich es in ihrer Macht stünde, mich mit wachsamen Spähern zu umgeben, die mich allzeit an sie erinnerten, es würde dennoch nicht so aufrichtig ihrer gedacht, wie es jetzo geschieht in all ihrem Rechte, all ihrer Schönheit, all ihrem Schmerze. Drum erzähle Du nur! Meine Seele hat durch diese letzten Begebenheiten die Taufe empfangen, die ihr not tat, aber gewißlich ist diese Taufe nicht mittels Besprengung geschehen. Hinuntergestiegen bin ich in die Wasser, vor den Augen ist mir's schwarz geworden; allein ich steige wiederum empor. Es gibt doch nichts, was in dem*

** Vgl. Nachgelassene Papiere 1841: »Ich habe heute ein schönes Mädchen gesehen, es hat mich nicht interessiert.... Kein Ehemann kann seiner Gattin die Treue besser halten, als ich es tue.«*

Grade zur Entwicklung eines Menschen beitrüge, als das Festhalten an einem Plane aller Welt zum Trotz. Und wäre es selbst etwas Schlechtes, es würde einen Menschen dennoch in hohem Grad entwickeln helfen. Drum schreibe Du nur, und schreibe, wenn ich bitten darf, jedesmal wenn Du eine Zeitung hast, etwas deutlicher. Ich fliehe den Gedanken an sie nicht; aber wenn ich an das arme Mädchen denke — und doch, um so genannt zu werden, ist sie zu gut — und ist doch ein armes Mädchen — und doch ist meine Geisteskraft die Schuldige gewesen, die das stolzeste Mädchen geknickt hat — siehst Du, dann bin ich in einem Mahlgang; und ich brauche bloß eine Stunde täglich auf diese Weise die Mühle zu treten und dabei meine Hypochondrie als mürrischen Kutscher fungieren zu lassen, welcher hopp, hopp ruft in einem fort und mit seiner Peitsche die empfindlichsten Stellen trifft, so habe ich mir an dem Tage Bewegung genug verschafft und habe meine ganze Geisteskraft notwendig, um zu sagen: halt, nun denke ich an andere Dinge. Und doch ist meine Seele gesund, gesunder, als sie jemals gewesen ist.

So verhält sich nun die Sache. Laß die Leute reden! — — Du vermagst es beinahe nicht mit anzuhören, daß in der Stadt so von mir gesprochen wird. Mir ist es unbeschreiblich erfreulich, denn es ist das einzige, was ihr frommen mag.

Von alledem, was Du schreibst, ist nur eines, was mir etwas bedenklich vorkommt, nämlich, daß

sie H. und M. hat zu sich kommen lassen. Sie ist klug, und ein Jahr unter meinen Auspizien hat sie just nicht einfältiger gemacht — und sie unter anderem gelehrt, daß ich auch die nebensächlichste Nebensächlichkeit bemerke. Mein Operationsplan bezüglich der Kinder muß geändert werden. Es tut mir leid, aber ich traue keinem. Nicht daß mir es jemals eingefallen wäre, ihnen gegenüber etwas zu äußern; dafür möchte sie es in einer bewegten Stunde um so eher tun. Ich habe mit großer Vorsicht alles vermieden. Du weißt, daß sie jenes letzte Mal vor meiner Abreise sicherlich im Theater war; Du weißt auch, wie ich ihr aus dem Wege ging. Ihr zu begegnen wäre unrichtig gewesen; sie würde doch immer darauf gerechnet haben, daß noch ein Gefühl für sie in mir zurückgeblieben sei.*

Den 16. Dez.

— — — Daß die Familie mich haßt, ist recht. Darauf habe ich es selber abgesehen gehabt, wie auch darauf, daß s i e wenn möglich es dazu bringen sollte, mich zu hassen. Sie weiß nicht, wieviel sie mir in dieser Hinsicht schuldet, ich habe nichts unversucht gelassen, und daraus kannst Du ersehen, daß, was man sich erzählt, zum großen Teil wahr ist, ich werde auch fernerhin nichts unversucht lassen. Mein leider allzu erfinderischer Kopf hat selbst hier in Berlin es nicht lassen

---

** Die beiden ältesten Geschwisterkinder.*

können, sich das eine oder andere auszudenken. Entweder muß sie mich lieben oder hassen, ein Drittes kennt sie nicht. Es gibt aber auch für ein junges Mädchen nichts Verderblicheres, als die Zwischenzustände. Täte sie ahnen, wie fein ich die ganze Geschichte — nachdem ich mich einmal überzeugt, daß die Sache sich zerschlagen müsse — angelegt habe, so — ja so möchte sie wohl mit Recht darin einen Beweis sehen, dafür, daß ich sie geliebt. Ich habe beinahe meinen guten Ruf um ihretwillen geopfert, habe aus den gleichen Beweggründen getrotzt und die 14 Tage in Kopenhagen dazu verwendet, mich selber an Frechheit zu überbieten und werde stets suchen, mich so zu bezeigen, daß sie mir überlegen sein wird. Glaube mir, ich weiß, was es heißt, konsequent zu sein. Fahre indessen fort, mir alle Nachrichten über sie zu verschaffen, die Dir erhältlich sind.

Was ich übrigens Dir über dieses junge Mädchen schreibe, bleibt unter uns, und Du sollst mich in keiner Weise an meiner Taktik irre machen. Ob die Leute mich für einen Betrüger halten, was tut's; das hindert mich ja nicht daran, Philosophie zu studieren, zu dichten, Zigarren zu rauchen und auf die ganze Welt zu pfeifen. — — Natürlich habe ich viele schmerzliche Augenblicke, in denen ich — nicht bereue, das Verhältnis gelöst — wohl aber, mich verlobt zu haben; denn einzig dadurch, daß ich verlobt war mit ihr, hat sie einige Macht über mich gewonnen; wäre dies nicht der Fall

gewesen, so würde meine Philosophie alsbald diese Wirklichkeit beiseite geschafft haben, wie schön und interessant sie auch gewesen wäre. — Falls sie nun übrigens Kraft genug gewinnt, um mich zu hassen — so wird das Verhältnis ein ganz absonderliches werden, wenn ich ihr je in meinem Leben wieder begegnen sollte. Ich werde mich in diesem Falle wohl hüten, sie des einzigen Guten zu berauben, das ich ihr zu verschaffen das Meinige beigetragen habe; denn wenn ich nicht dazu geholfen hätte, so würde sie es nie dazu gebracht haben, mich zu hassen. —

Den 1. Januar 42

— — — Was übrigens die Geschichte betrifft, in der ich gewissermaßen die Hauptrolle spiele, so wirst Du schon begreifen, daß sie so nicht ihren Abschluß finden kann. Ich habe wirklich in einer Weise gehandelt, die ich verantworten kann, oder, um es vielleicht besser zu sagen, ich habe ritterlich und nur insofern unverantwortlich gehandelt. Sie unglücklich zu machen, lag, wie Du Dir schon denken kannst, nicht in meiner Absicht. Wie die Sache eigentlich zusammenhängt und welches meine Absicht ist, darüber habe ich zu keinem einzigen Menschen je gesprochen. Daß Du rechtschaffen genug warst, um nicht in mich zu dringen, rechtschaffen genug, um unveränderlich derselbe zu bleiben, um: nicht zu sehen und doch zu glauben,

das werde ich Dir gewiß nicht so leicht vergessen. — Während die Angriffe der Allgemeinheit mich unangefochten gelassen, bist Du mir allezeit bedeutend näher auf den Leib gerückt, indem Du mir beständig eingeschärft, ich sollte etwas mehr Rücksicht nehmen auf mich selber. Daraus ersah ich, daß Du, wenngleich Du der Sache nicht auf den Grund kommen konntest, mich wohl nie des Egoismus bezichtigen würdest, sondern eher der überspannten Sympathie. Selbst Dir gegenüber habe ich mich nicht aussprechen wollen, weil ich die Sache keineswegs für abgetan halte; und meine Ritterlichkeit verbietet mir, zu einem Dritten über mein wahres Verhältnis zu einem Mädchen zu reden. Aus einem Deiner vorhergegangenen Briefe sehe ich, daß sie sich offenbar ihren Schwestern anvertraut hat. Das ist ihre Sache, mich kann dies weder dazu verleiten, ihr ein weniges zu zürnen, noch ihrem Beispiele zu folgen; zu ersterem*

** In den zwei Monaten der Spannung und des Kampfes, die dem Bruche vorausgingen, hat Frau Schlegel erzählt, hätte sie stillgeschwiegen. Später jedoch kam eine Zeit, da es anders wurde. Insbesondere erinnerte sie sich einer Nacht, in der es ihr zum Troste gereichte, sich ihren Schwestern gegenüber auszusprechen; und als erst einmal der Anfang gemacht war, kam es gleich einem unaufhaltbaren Strome und offenbarte die vielen Gedanken und Empfindungen, die in ihrem Innern in Bewegung gekommen waren. Ein älterer Bruder meinte deshalb ernst: »Du sprichst zu viel von der Sache. Gib Dir lieber Mühe, ganz davon zu schweigen.« Diese Worte machten Eindruck und wurden gleichsam eine Art Richtschnur für sie.*

nicht, weil ich es in gewissem Sinne wünschen mußte; zu letzterem nicht, weil ich mir allezeit selber treu bleibe. Sie hat durch mich eine Macht über mich bekommen, die sie aus sich selber heraus niemals erlangt hätte; ich habe ihr vertraut, mit welchem Mittel ich am ehesten zu binden sei, und dieses Mittel habe ich ihr erlaubt, wider mich zu gebrauchen. Alledies hätte ich ganz gewiß nicht zu tun brauchen, und dennoch bereue ich es keineswegs. Klug zu werden aus mir ist und bleibt stets eine schwierige Sache; ich habe, wenn man so will: leider, meine Gefühle, wenn ich sie verstecken will, so sehr in der Gewalt, daß mir nicht leicht jemand in die Karten sehen wird. Sie Zeit ihres Lebens zwischen X und Y stehen zu lassen, lag niemals in meiner Absicht. Vermag sie mich zu hassen, nun wohl, so ist sie, menschlich gesprochen, erlöst. Daß sie dies mir zu verdanken hat, weiß sie nicht und soll es auch nie erfahren. Vermag sie's nicht und erspäht doch immer noch einen Hoffnungsschimmer — nun wohl — so werden wir ja sehen. Ich werde mir bei Gelegenheit darüber persönlich Gewißheit verschaffen. Wie ich bereits in einem früheren Briefe sagte: die ganze Welt zu betrügen, gilt mir gleich; doch setze ich wahrlich nicht meine Ehre darein, ein junges Mädchen zu betrügen.

Sie mein unendlich stürmisches Leben mitsamt seinem Schmerze ahnen zu lassen und darauf zu ihr zu sagen: um deswillen verlasse ich Dich, das

würde sie niedergeschmettert haben; eine Niederträchtigkeit wäre es gewesen, sie in meine Angelegenheiten einzuweihen und ihr hernach beim Tragen des Eindrucks, den sie empfangen, nicht behilflich sein zu wollen. Sie ist stolz, die Familie ebenso im höchsten Grade. Dies Gefühl bei ihr zu wecken, sie in die Arme ihrer Familie zu werfen, das Ganze so zu drehen, daß es, in diesem Lichte gesehen, zu einer desperaten Sache wurde, war das einzige, was zu machen war. — Nur so viel will ich Dir sagen, die Einzelheiten kann und will ich hier nicht erklären. Du hast treu zu mir gehalten, da Du eigentlich nichts wußtest; Du wirst es gewiß nicht minder, nun, da Du siehst, daß ich, soweit ich's zu können glaube, mich Dir anvertraue. Die Briefe, die ich an alle übrigen Menschen schreibe, haben natürlich eine ganz andere Tonart, das heißt, sie tun »ihrer« gar nicht Erwähnung und stecken stets voll Übermut und aller nur möglichen Ironie. Was ich verstecken will, das verstecke ich, und selbst das Fernsein und die mannigfachen gemischten Gefühle, die das Fernsein erzeugt, vermögen meine Verschlossenheit nicht aufzubrechen. — Ich muß handeln, wie ich es am besten kann, und ich vertraue mich keinem andern Menschen an, als Dir, weil ich weiß, Du kannst schweigen. Gesetzt den Fall, ein Unberufener wüßte um meine Absicht, da wäre wahrlich alles verloren, und ich würde es nicht erfahren, ob sie imstande ist, mich zu hassen.

Von mir soll jetzt, wie immer, gar nicht die Rede sein. Das ist es ja, was Du mir eigentlich vorwirfst; aber es läßt sich nun einmal nicht ändern. Ich bin gewohnt, Herr zu sein über meine Gefühle, und will, daß sie verstummen. Ich arbeite, und damit Punktum. Nur eines will ich Dir sagen: einen Akt der Barmherzigkeit werde ich nie an ihr üben; daß man ihr Barmherzigkeit erweise, dazu ist sie zu gut. Schweigen — — —

Den 6. Februar

— — — In dieser Angelegenheit dagegen fühle ich, daß ich mich ganz mir selber überlassen muß. Es hat mir deshalb sofort eingeleuchtet, daß ich zuviel gesagt hätte, und ist mir noch klarer geworden beim Lesen Deines Briefes. Du triffst den Kern der Sache nicht; allein dies liegt daran, daß Du den wahren Zusammenhang nicht kennst. — — — Die nunmehr oft genug verhandelte Sache hat zwei Seiten, eine ethische und eine ästhetische. Sollte »sie« imstande sein, sich diese Sache nicht weiter zu Herzen zu nehmen; oder möchte dieselbe gar zum Impuls werden für sie beim Aufnehmen dessen, was sie sonst getan haben würde, so fällt das ethische Moment weg, und es bleibt mir bloß noch das ästhetische. Da bin ich nun der Mann, da bin ich in meinem Element. — — Sie ist ein ausgezeichnetes Mädchen, das habe ich immer gesagt, und in dem Sinne hat sich mein Gefühl für sie

nie abgekühlt. Auch glaube ich nicht, daß sie irgendwelchen Schaden davon gehabt, mit mir verlobt gewesen zu sein. Was tun also? Ich habe die Schleusen des Vergessens aufgetan, stürze mich hinaus in den Schlamm des Lebens und glaube ein allzu guter Schwimmer zu sein, um einer kleinen Niederholung halber unterzugehen. Das Ästhetische ist überhaupt mein Element. Sobald sich das Ethische geltend macht, gewinnt es auch schon zu viel Herrschaft über mich. Ich werde ein ganz anderer Mensch, kenne keine Grenze für das, was möglicherweise meine Pflicht sein könnte usw. Da siehst Du nun die Schwierigkeit. Hätte ich die Verlobung um meinetwillen aufgehoben, weil ich geglaubt, das ästhetische Moment, das in einer jeden Persönlichkeit, und in der meinigen namentlich, ein so Wesentliches ausmacht, erforderte es; weil ich das Gefühl gehabt, meine ganze geistige Bedeutung sozusagen stehe auf dem Spiel — was doch an und für sich schon ein ganz respektabler Grund wäre, ganz was anderes z. B. als die Gründe, die im allgemeinen die Leute bestimmen, eine Verlobung aufzulösen: etwa, daß sie irgend jemand anderes lieber haben usw. —, so würde das Ethische mich zermalmt haben. Ich bin unpäßlich gewesen in Berlin; nun bin ich wieder so ziemlich hergestellt ... Was in meinem Innern vorgeht, soll kein Mensch erfahren, und natürlich freut mich nun der Gedanke, daß ich widerstanden habe. Die Kälte in Berlin ist zwar nicht so arg, der Ostwind jedoch

ist fürchterlich, wenn er einmal beginnt, und es ist mir oft begegnet, daß ich acht Tage hintereinander nie warm geworden bin, selbst nachts nicht. Kälte, Schlaflosigkeit, Nervenaffektionen, getäuschte Erwartungen in betreff Schellings, Wirrnisse in meinen philosophischen Ideen, keine Zerstreuung, keine Gegensätze, die mich anstacheln konnten — das ist, was ich die scharfe Examination nenne. Da lernt man sich selber kennen. Ein Glück nur, daß ich die Verlobung nicht um meinetwillen aufgehoben hatte; sonst würde es mich übermannt haben. All das, was ich hätte retten wollen, wäre ja dann drauf und dran gewesen, mir gleich einem Phantom zu entschwinden, und ich würde als derjenige dagestanden haben, der um eines Phantomes willen ihr und mein Glück verscherzt hätte. Um ihretwillen habe ich das Verlöbnis aufgehoben. Das ward mir zum Trost. Und wenn ich am allermeisten litt**, wenn ich allen Grund verloren hatte, dann rief es laut in meiner Seele: Wie gut, welch*

---

* *Hauptsächlich Schellings philosophischer Vorlesungen halber (die den Hegelschen Pantheismus bekämpfen sollten) hatte sich K. nach Berlin gewandt, doch war aus dem anfänglichen freudigen Interesse, das er daran genommen, im Verlauf des Winters lauter Mißbilligung und Enttäuschung geworden (s. R. Meyers Ausgabe dieser Briefe). Anm. d. Übers.*

** *Vgl. Nachgelassene Papiere 1841: »Und wenn ich mich bisweilen so unglücklich fühle, so ist es mein Trost, mein einziger Trost, daß sie nicht mit leidet. — — — Wenn ich frohen Mutes bin, ist mein beständiger Kummer der, daß sie meine Freude nicht teilen kann.«*

ein Glück, daß Dir's gelang, die Verlobung aufzuheben! Wenn es so weitergeht, würdest Du bloß zur lebenslänglichen Plage für sie geworden sein. Sollte sie auch, setzte ich in Gedanken fort, nun erfahren, daß Du erloschen gleich einem Licht, so wird sie darin bloß Gottes gerechtes Strafgericht über Dich sehen; sie wird nicht um Dich trauern, und das ist auch das einzige, was sie nach meinem Willen nicht tun darf. Es ist dies keine überspannte Empfindung, und auf das Geschwätz: wenn sie mich liebe, werde es sie immer glücklich machen, bei mir zu sein, kann nicht reflektiert werden; um so zu reden, bin ich zu alt. Ich kenne mich selber, ich weiß, was ich ertragen kann; was sie erträgt, weiß ich nicht. Es ist keine überspannte Empfindung, das sehe ich am besten daran, daß sie die Wogen in meiner Seele zu beruhigen vermag. Ich bin jetzt ruhiger und erwarte nicht so bald wieder derlei Anfechtungen zu erleben. Außerdem hätte ich auch noch auf ganz andere Weise können der Demütigung ausgesetzt sein. Angenommen den Fall, sie hätte die Kraft gehabt, mich zu vergessen, wäre in einer Weise aufgestanden, die vielleicht die Welt überrascht hätte (was zu erwarten ich meine Gründe hatte), so wäre ich blamiert gewesen. Diejenigen, die bloß das Ästhetische an der Sache in Betracht gezogen, würden mich ausgelacht, diejenigen, die sie vom Standpunkte des Ethischen betrachtet, mich trotzdem einen Betrüger und Schurken genannt haben. Wenn das nicht zum Toll-

werden ist! Da gehe ich durch die Welt und berge in meiner Brust gesunde und starke Empfindungen, eine solche Menge, daß ich glaube, zehn Menschen könnten sich gut bürgerlich und ehrbar damit durchschlagen, während ich — ein Schurke bin! Aber ich lache der Menschen, wie ich ihrer allezeit gelacht habe. Ich nehme fürchterliche Rache an ihnen: denn keine schlimmere Rache gibt's, als das Recht auf seiner Seite haben. Das ist der Grund, warum ich mich so ungern entdecken mag; ich begehre ihre fetten Lobreden nicht. Aber ein gefährlicher Weg ist es, das weiß ich sehr wohl, und wenn ich nicht so manches andere hätte, mich zu demütigen, würde ich Bedenken tragen, ihn weiter zu verfolgen.

Ihre Gesundheit ist also angegriffen. — Was soll das heißen, sie erhalte durch Lunds Nachricht über mich? Wohl durch die Kinder oder durch Jgf. D., welche eine Familie kennt, in der auch sie verkehrt. Wenn sie sich nur nicht in Weibergeschwätz festgefahren hat. Dazu ist sie wahrhaftig zu gut. Und ich, der ich, um sie ja recht hoch emporzuheben, den Plan ausgeklügelt hatte, sie sollte entweder sich selbst behaupten oder aber den Triumph haben, mich — der ich im Urteil der Allgemeinheit, wenn nichts Schlimmeres, so doch der unbeständigste und egoistischste Mensch im Umkreis von Kopenhagen bin — zu sich zurückkehren zu sehen, indem ich mich sozusagen der Lächer-*

* *Vgl. Nachgelassene Papiere 1841: »Und meinst Du, ich sehnte mich nicht danach, ihr diesen Beweis meiner Liebe*

lichkeit preisgab. Das war süßer Duft für meine Nase; denn, wenn ich mich auch in ihren Augen nicht zum Narren machen möchte, so würde es mich hinwiederum freuen, es in den Augen der ganzen Welt zu sein, wenn sie dadurch emporgehoben würde. Was schere ich mich um mich selber? Und nun wird mir dieser Plan zerstört, nun soll es doch den Anschein haben, als kehrte ich aus Mitleid zu ihr zurück.

Zu größerer Vorsicht bitte ich Dich, überall bekannt zu machen, daß ich heimkäme, sobald Schelling fertig geworden. Es hat immer in meiner*

---

zu geben, diese Genugtuung zum Ersatz für alle die Demütigungen, die sie doch von seiten teilnehmender Anverwandter und Freunde erlitten haben muß (Gott weiß, daß es meine Schuld nicht war, wenn es so geschah), indem ich noch einmal hervorstürzte. indem ich zeigte, daß nicht Rücksichten auf Pflicht, noch Furcht vor dem Urteil der Leute mich vermocht hatten, bei ihr zu bleiben — daß ich aber, ich, der unbeständigste aller Menschen, dennoch zu ihr zurückkehrte — — —«

** Diese Vorsicht, von der K. immer wieder spricht: nämlich alles zu vermeiden, was seine gew. Braut ihm gegenüber hätte milde stimmen können, führte er mit solcher Konsequenz durch, daß er sogar (s. Meyersche Ausgabe) sich in Krankheitsfällen während seines Berliner Aufenthaltes nicht gestattete, einen Arzt beizuziehen, damit nicht einer der andern Dänen es vernehme und ein Gerücht davon zu »ihren« Ohren dringe. Gleicherweise zwang er sich auch in Gesellschaft zu fröhlichstem Übermut und ließ, wie er selber sagt, jeden Seufzer sich augenblicklich in einen Witz verwandeln, auf daß dieser Seufzer nur ja nicht das Ohr jemandes treffe, der davon sprechen oder schreiben möchte. Anm. d. Übers.*

Absicht gelegen. Ich will mir die Sache noch einmal ansehen. Als Grund für meine Rückkehr kannst Du anführen, was ja übrigens nur allzu wahr ist, daß Schelling mich absolut nicht befriedigt habe. Ich werde dann sehen, was zu machen ist. Ehe ich nicht selber in Kopenhagen bin, darf ich nichts wagen. Es sind Schwierigkeiten ganz anderer Art da, die ich erst ein weniges aus dem Wege räumen muß. Die ganze Geschichte ist grenzenlos verwickelt. Doch lasse ich mit Gottes Hilfe den Mut nicht sinken. Es wird ihr vermutlich zu Ohren kommen, daß ich zum Frühjahr zurückkehre. Das ist alles, was ich für den Augenblick tun kann; mehr darf ich nicht; Gott weiß, wie gern ich es wollte. Und auch dies tue ich, weil mir's um meiner selbst willen erlaubt scheint, da ich das Verhältnis bloß in gewissem Sinne als gelöst betrachte. Du siehst, wie sorgfältig ich ihre Interessen wahrgenommen habe. Falls ich zu ihr zurückkehren sollte, so würde ich wünschen, daß die wenigen Wesen, die sie durch mich hat lieben lernen, mit dabei wären. Es sind dies meine vier Neffen und*

---

* *Seinem oft getanen Ausspruch gemäß: »Ich halte mein Leben dichterisch in der Hand« — sah K. auch jetzt noch jede Möglichkeit offen, zu ihr zurückzukehren, denn, sagte er (s. Meyersche Ausgabe): »Noch ist keine Mißweisung zu spüren. Alles ist darauf angelegt, daß sie in mir einen Betrüger sehe, gelingt es, so ist ihr geholfen, so ist sie wieder flott, kann sie's nicht, so habe ich immer noch ein Fahrzeug in See, dessen Befehlshaber wohl weiß, was er zu tun hat.«*
Anm. d. Übers.

zwei Nichten. Zu dem End' und Zweck habe ich eine ständige Korrespondenz mit ihnen gepflogen, was oftmals mit ziemlichen Zeitopfern verbunden war. Natürlich habe ich, die Aufmerksamkeit abzulenken, der Sache einen gewissen Schein von Bizarrerie gegeben. Doch dies sei, wie alles andere, unter uns gesagt. Sieh, darum fürchte ich keine Gefahr von dieser Seite wie Du. Ich kehre nicht zurück als der verlorne Sohn; mein Stolz ist um nichts geringer denn zuvor. Das Zutrauen, das sie in mich hat, kann durch meine Rückkehr nicht geschwächt werden. Aber, wie gesagt, es sind andere Dinge da, auf welche Rücksicht genommen werden muß.

Meine Aktien werden vermutlich sehr schlecht stehen in Kopenhagen. Selbst mein Bruder Peter schrieb mit einer gewissen Reservation. Alles derartige kümmert mich nicht; beinahe kümmert mich's mehr, daß, wenn es so sein soll und ich zu ihr zurückkehre, die Leute sagen könnten, »es ist doch etwas Gutes an ihm«. Das noble Pack! Ich hätte ja bei ihr bleiben können, sie all das erleiden lassen, was damals nicht abzuwenden war, ihr sagen können, sie habe es ja selber gewünscht, und Ehrung und Ansehen eines guten Ehemannes genießen. So sind die meisten Ehemänner. Das wollte ich nicht. Ich wollte zuvor gehaßt und verabscheut sein.

Den 27. Februar

— — Ich verlasse Berlin und eile nach Kopenhagen, indessen nicht, wie Du wohl verstehen wirst,

um mich mit einem neuen Bande zu binden; nein, ich habe meine Freiheit vonnöten, das spüre ich jetzt mehr als je. Ein Mensch mit meiner Exzentrizität muß seine Freiheit haben, bis daß ihm im Leben eine Macht entgegentritt, die als solche ihn binden kann. — —

Du hast mich wohl hie und da nicht sonderlich verstanden. Nun, das wird sich schon geben. Ich bin auch nicht gerade stark im Briefschreiben. An Dich habe ich im allgemeinen, buchstäblich gesprochen, im gleichen Augenblick geschrieben, in dem ich Dein Schreiben erhalten. Das macht meine Briefe lebendig; aber sie haben deshalb oft nicht mehr zu sagen, als ein mündliches Gespräch. Hinterher habe ich manchmal meine liebe Not damit. Den größten Teil werde ich wohl vergessen haben; an ein einzelnes wiederum kann ich mich erinnern und erkläre es jetzt für nichts. Natürlich schreibe ich ja nur an Dich in dieser Weise. Dich bin ich gewohnt, als einen absolut stummen Zeugen der momentansten Bewegungen in meiner Seele zu betrachten. Die Übersicht behalte ich immerhin recht gut.
— — —

In den Nachgelassenen Papieren 1841 findet sich die Bemerkung: »Könnte ich sie doch glücklich verheiratet sehen mit einem andern, wie schmerzlich es auch wäre für den menschlichen Stolz, ich würde trotzdem froh sein darüber«.

Und wie eine solche Möglichkeit ihm vorgeschwebt, ja sogar mit der Zeit sich zu einem bestimmten Wunsche ausgebildet, darüber steht in einzelnen Entwürfen zu den Briefen von 1849 Näheres zu lesen. Um dieses besser zu verstehen, wird es notwendig sein, zurückzugreifen auf die erste Zeit ihrer Bekanntschaft, von der Frau Schlegel, wie schon früher bemerkt, erzählt hat, daß nach den Begegnungen im Rördamschen Hause mehrere Jahre vergangen wären, ehe sie wiederum mit Kierkegaard zusammengetroffen. In diesen dazwischenliegenden Jahren hatte sie indes einen andern jungen Mann, Schlegel, kennen gelernt; und die Bekanntschaft hatte sich auf eine Weise entwickelt, hatte einen Charakter angenommen, der die beiderseitigen Familien im Grunde eine Verbindung zwischen ihnen erwarten ließ. Da tauchte Kierkegaard von neuem auf. Ehe danach die Verlobung mit ihm zustande kam, erzählte Frau Schlegel ihm offenherzig alles diesbezügliche, und Kierkegaard erwiderte: »So laß dieses Verhältnis eine Parenthese sein! denn mir kommt doch die erste Priorität zu.«

Als dann ein paar Jahre, nachdem Kierkegard seine Verlobung aufgehoben, die Verbindung mit Schlegel trotzdem zustande kam, da erzählt er von sich selber, er habe in der Erlöserkirche gesessen an jenem Tage, da sie aufgeboten worden. Etwas später fügt er hinzu: »Was mich selbst betrifft, so bin ich mir bewußt geworden, daß

ich ein ganz gehöriger Selbstquäler gewesen bin. Das wird nun wohl anders werden«.

Den Schmerz der Wehmut ward er darum aber doch nicht los und ebensowenig den Sporn des Verantwortlichkeitsgefühls*, der ihn verwundete. Nach kürzeren und längeren Zwischenräumen ist es immer, als bräche die Wunde wieder auf. Er erinnert sich ihrer »liebenswürdigen Wehmut« in der bittern Stunde des Abschieds, wenn sie z. B. davon sprach, wie sie es ihm ihr ganzes Leben lang danken würde, wenn sie bei ihm bleiben dürfte, wenn sie auch bloß in einem kleinen Schränkchen wohnen sollte! In ein solches** legt er später stets zwei Exemplare seiner Schriften, eines für sie und eines für sich selber: »Ihr und meinem verstorbenen Vater — der edeln Weisheit eines Greises und eines Weibes liebenswürdigem Unverstand, die meine Lehrmeister waren, sollen meine sämtlichen Bücher gewidmet sein«. Und es entringt sich ihm der Ausruf: »Fürwahr, die Sache der Religiosität und insonderheit des Christentums kann wohl einen einsamen Menschen brauchen; allein welch weitläufige Historie mit meiner Erziehung, und wie sonderbar dialektisch!« Auch sein eigenes Verhalten aus jener Zeit kommt

---

* *Vgl. Nachgelassene Papiere 1848: »— ich trage, solange ich lebe, die Verantwortung für ihre Zukunft«.*

** *Er hatte es sich zur Erinnerung an jenes Wort extra machen lassen und zwar ohne Regale (s. Aufz. in R. Meyers Ausgabe).* *Anm. d. Übers.*

ihm wieder in Sinn, und er wendet darauf das Bild an von der Mutter, die sich die Brust schwärzt, damit sie nicht lieblich aussehe, wenn das Kind entwöhnt werden soll: »Glücklich, wer keine ärgeren Kollisionen erlebte, sich nicht selber zu schwärzen brauchte!«* Der schwere Kampf, den er damals bestanden, indem er, um sie zu befreien, seinen eigenen Schmerz verborgen hatte, empört ihn nun beinahe, oder, besser gesagt — denn der Rückschlag kommt dennoch rasch** — es scheint ihm, das Verhältnis sollte nun, da die Jahre darüber gegangen, ein anderes sein; er glaubt, es würde sie freuen, mit ihm als mit einem Freunde zu sprechen und auf manches eine Erklärung zu erhalten, was ihr ein Rätsel sein mußte; aber gleichzeitig fühlt er sich heftig beunruhigt beim Gedanken, daß es ihr möglicherweise einen allzu starken Eindruck machen könnte, und wünscht deshalb eigentlich, sie möchte sich an ihn wenden: »Wenn Gott will, daß es ihr in Sinn kommt, selber eine Zusammenkunft mit mir zu verlangen, so will ich es wagen.« Für seine

---

* *Vgl. Nachgelassene Papiere 1843.*

** *Nachgelassene Papiere 1846: »— hiermit hätte ich ihr einigen Trost verschaffen können, Gott weiß, wie gern ich es gewollt, und Gott weiß auch, wie sehr ich es selber nötig gehabt hätte, mir den Kummer in etwas zu sänftigen. Aber gut war's, daß meine Konsequenz den Sieg davontrug .... es war grausam — gewiß war es grausam, und grausam hart war es auch, es tun zu müssen. ... Jetzt dagegen (tat sie's) mit Seelenruhe, weil ich sie abgestoßen.« —*

Person erklärt er, ein brüderliches Verhältnis zu ihr würde ihm außerordentlich lieb sein: »O, wie würde mich's freuen, mit ihr zu sprechen, und wie sänftigend auch für mein Verhältnis zu Gott. In der Möglichkeit ist alles schwierig zwischen uns, in der Wirklichkeit leicht.« — »Welche Freude wäre es für mich gewesen, sie erfreuen zu können, sie, die ja so viel gelitten hat um meinetwillen! Und wie hart, solcherweise immerzu grausam sein zu müssen.« — »Eines ist dagegen sicher«, bemerkt er gleich darauf, »daß, wenn ein derartiges Verhältnis zustande käme, ich unbedingt damit beginnen würde, sie auszuzanken. Ihr zu helfen, habe ich mich drein gefunden, ja, habe alles getan, um in den Augen aller andern als ein Schurke dazustehen. Aber wahrhaftig, sie trägt eine große Verantwortung. Ihr Verdienst ist es nicht, wenn ich nicht förmlich zur Desperation getrieben ward. Und wie liebenswert sie auch in ihrer Verzweiflung war, und wie willig, wie willig ich vergebe und vergesse, als ob es nie geschehen wäre: sagen wollte ich es ihr doch, falls das Verhältnis zustande käme, und wahr sollte es sein.«

Was dazu beitrug, diese Stimmung bei Kierkegaard zu unterhalten, war der Umstand, daß Frau Schlegel, welche ihrerseits mit schwermütigen Erinnerungen aus den bewegten Tagen ihres Brautstandes zu kämpfen hatte, ihm von Zeit zu Zeit auf den wohlbekannten Wegen begegnete. Sie sprachen nie zusammen, grüßten einander bloß

ausnahmsweise; aber auch ohne Worte — durch einen einzigen Blick — kann ja das unruhige Gemüt sich verraten*. Noch nachdem sie schon verheiratet war, da doch ein liebevoller Mann, welcher wußte, was in ihrer Seele vorgegangen, ihr beruhigend zur Seite stand, konnten solche Gefühle sie überkommen; und diese Begegnungen, von denen die Nachgelassenen Papiere vereinzelte Mitteilungen bringen, machten stets einen starken Eindruck auf Kierkegaard. Da stellt er sich denn vor, indem sie sich verheiratet, habe sie vielleicht gerade an die Möglichkeit eines freundschaftlichen Verhältnisses zu ihm gedacht, und er wundert sich deshalb beinahe darüber, daß sie nicht selber den Anfang macht; denn sie müßte ihn doch so weit kennen, um zu wissen, daß sich für ihn alles um die Verantwortlichkeit dreht — weswegen es auch seinerzeit die Sache um so vieles erleichtert hätte,

---

* *Kurz nachdem die Verlobung aufgehoben worden, erinnert sich Frau Schlegel, ihm begegnet zu sein, und diesmal ganz zufällig. Er ging mit Kandidat Brandt, dem nachherigen Pfarrer von Vartov, der sie kannte und grüßte, weshalb Kierkegaard ebenfalls grüßte. In der Aufregung des Augenblicks wandte sie indes den Kopf weg, aber nur, um es gleich darauf herzlich zu bereuen und sich drob zu schämen. — Und später erzählt Kierkegaard: »Als sie sich dann mit Schlegel verlobt hatte, begegnete sie mir auf der Straße und grüßte gar freundlich und einnehmend. Ich verstand sie nicht; denn ich hatte zu der Zeit noch nichts gehört von der Verlobung. Ich blickte sie bloß fragend an und schüttelte den Kopf. Gewiß hat sie geglaubt, ich wüßte es und hat meinen Beifall gesucht.«*

wenn sie es gewesen wäre, die die Aufhebung des Verlöbnisses gewünscht. »Fällt es ihr aber nicht ein, so werde ich es wohl aufgeben müssen«, fügt er bei.

Im Sommer 1849 starb indessen der Etatsrat Olsen, und die wehmütigen Erinnerungen, die bei diesem Anlaß auf Kierkegaard einstürmten, bestimmten ihn endlich, den entscheidenden Schritt zu tun: ihr zu schreiben und mitzuteilen, was ihm im Sinne lag, und den Brief in einen an Schlegel gerichteten, einzulegen, der dann selber entscheiden mußte, inwiefern er wünschte, sie möchte ihn sehen oder nicht.

Bei beiden Briefen finden sich verschiedene Konzepte, welche hier wiedergegeben werden sollen.

»*Solltest Du's wünschen, möchte es Dir lieb sein, mit mir zu sprechen: ich wünsche es ebenfalls, wenn Du Dich denn aufrichtig vor Gott geprüft hast, daß Du es darfst, und mit Schlegel in vollkommenem Einverständnis bist diesbezüglich. Ich habe nicht zu Dir sprechen wollen; denn wie schuldig ich auch sein mag, so habe ich Dich vielleicht doch einstmals übermannt. Ein zweites Mal werde ich mich wohl hüten. Deshalb schreibe ich. Du kannst nun in aller Stille die Sache mit Gott, Dir selber und Schlegel überlegen. Bedenke sie wohl!*

Meine Schuld war die — ich habe das Wort oft darauf angewendet, — »daß ich Dich mit hinausriß in den Strudel«, wofür ich Dich auch oft genug um Verzeihung gebeten habe. Deine

Schuld besteht darin, daß Du in der letzten Zeit, nachdem ich die Verlobung aufgehoben und um Deine Verzeihung gebeten hatte, in leidenschaftlicher Verzweiflung nicht verstehen konntest oder nicht verstehen wolltest und mich damit zwangst, Grausamkeit anzuwenden, was möglicherweise jedoch am grausamsten war gegen mich selber. Indes ist meine Schuld so groß, daß die Deinige im Vergleich damit keine ist.

Da Du nicht die Meine werden konntest, so hatte ich bloß noch den einen Wunsch, daß Du Schlegel heiraten möchtest. Das hast Du getan: Habe Dank, o habe Dank dafür!

Was Du in der Abschiedsstunde Dir erbatest, »daß ich zuweilen Deiner gedenken möchte«, das habe ich redlich erfüllt, sicherlich in weit größerem Maße, als Du es Dir je gedacht.

Als ich mich mit Dir verlobte, war ich schon gleichsam ein Greis; ich bin nicht jünger geworden seither. Das wird vielleicht keiner so verstehen, wie Du es verstehst. Nun kommt es drauf an, ob Du es Schlegel verständlich machen kannst. Doch mit Dir sprechen will ich, wie gesagt, nicht, ehe ich nicht erst geschrieben habe; denn alle Unruhe und Erregung soll Dir fern sein.

Willst Du lieber schriftlich mit mir reden, so bin ich auch dazu bereit. Gibt es etwas, was Du Dir wünschest, etwas, von dem Du glaubst, es würde Dein Leben verschönen, — insofern es Dir nach meinen Begriffen dienlich ist — verzeih', wenn ich

so rede, ich bin ja doch der Ältere — und in meiner Macht steht: sei versichert, daß ich mich glücklich schätzen werde, es Dir erfüllen zu können.

Der Tod Deines Vaters hat einen starken Eindruck auf mich gemacht; doch hat etwas anderes, das mir ebenfalls vorschwebt, entscheidend gewirkt: und so habe ich denn zu tun beschlossen, was ich so gern gewollt, aber aus Fürsorge für Dich nicht wagte, und von dem ich eigentlich glaubte, es würde erst in meiner Todesstunde geschehen. Doch könnte hinwiederum auch etwas tadelnswert Grausames darin liegen, Dir so lange vorzuenthalten, was Dich möglicherweise freuen wird.

Auf jeden Fall wirst Du, im Hinblick auf eine bessere Welt, nicht vergessen, daß ich nun auch diesen Schritt getan, während Du — sicherlich ganz ohne zu wissen, was Du tatest — dadurch, daß Du eine religiöse Beschwörung gegen mich gebraucht, ohne Dich selber zu binden, mein Dasein so sehr verwirrt hast, daß es reichlich einen Giganten braucht, um sich auf diesem Punkte noch einigermaßen zurechtzufinden. Aus dem Grunde beabsichtige ich auch, falls Du mit mir zu sprechen wünschest, Dich recht ernstlich zurechtzuweisen; denn Du hast doch mit Deiner Leidenschaftlichkeit eine gewisse Grenze überschritten.«

»Der Tod Deines Vaters hat meinen Entschluß geändert; ich hatte mir die Sache anders gedacht,

hatte gemeint, das Herannahen meines Todes sollte den Anlaß geben zu einem ersten und letzten Worte — falls nicht Du selber es früher verlangt haben würdest.

Geschwiegen habe ich, so viel ist gewiß. Gott allein weiß, was ich gelitten — gebe Gott, daß ich nicht auch jetzt noch zu früh zu Dir spreche! Verheiraten konnte ich mich nicht; auch wenn Du noch frei wärest, ich könnte es nicht.

Indessen, Du hast mich geliebt wie ich Dich; ich bin Dir vieles schuldig — und Du bist jetzt verheiratet: nun wohl, zum zweiten Male biete ich Dir, was ich Dir bieten kann und darf: den Vergleich.

Ich tue es schriftlich, um Dich nicht zu überraschen. Meine Persönlichkeit hat vielleicht einstens zu stark gewirkt; zum zweiten Male soll sie es nicht. Doch überlege Dir's um Gottes willen ernstlich, ob Du Dich darauf einlassen darfst, und in letzterem Fall, ob Du gleich mit mir sprechen oder zuerst ein paar Briefe wechseln willst. Lautet Deine Antwort: nein — nun, so wirst Du, im Hinblick auf eine bessere Welt, nicht vergessen, daß ich auch diesen Schritt getan.

P.S. Eigentlich hatte ich erwartet, daß Du diesen Schritt tun werdest. Wenn man so ganz und unbedingt recht hat, wie z. B. Dein verstorbener Vater mir gegenüber, so weiß' ich wohl, wer den ersten Schritt zu tun hat. Daran ist mir nie zu zweifeln eingefallen; und ich habe es seinerzeit getan. Was Dich betrifft, steht die Sache etwas anders.«

Zu Schlegels Brief finden sich folgende Konzepte:

»*Beiliegender Brief ist von mir (S. K.) an Sie gerichtet. Er betrifft das Mädchen, mit dem ich einstmals die Ehre hatte verlobt zu sein, und mit dem ich vom Tage an, da die Verlobung aufgehoben ward, nie mehr ein Wort gewechselt und nie eines habe wechseln wollen.*

Es bleibt nun Ihnen überlassen, ob Sie diesen Brief öffnen wollen oder nicht; vor allem aber bedenken Sie die Sache selber, bevor Sie mit ihr in dieser Angelegenheit sprechen.

Für den Fall, daß Sie sich darauf entschließen, den Brief — nicht zu öffnen, sei nur eines noch bemerkt: Ich glaube mit diesem Schritte, zu dem mich religiöse Gründe bestimmt haben, das Einzige und Äußerste, zu dem ich ihr gegenüber verpflichtet sein kann, getan und also hiermit die spätere Verantwortung niedergelegt zu haben, der zufolge man willfertig sein soll seinem Widersacher, dieweil man noch bei ihm auf dem Wege ist. Wenn ich aber schriftlich intimiere, so ist es, weil ich sowohl Ihnen als ihr vollkommene Ruhe und Objektivität lassen wollte. Meine persönliche Anwesenheit hätte möglicherweise wiederum auf die eine oder andere Weise Sie beide stören können; Sie entweder zu etwas bewegen, was doch im Grunde gegen ihren Wunsch wäre, oder von etwas abhalten, was Ihnen dennoch*

* *Matth. 5.* *Anm. d. Übers.*

wünschenswert schiene. Deshalb habe ich auch die Gelegenheit nicht benutzt zu einer persönlichen Annäherung, die sich möglicherweise geboten hat, vielleicht auch geboten wurde.

Es wäre mir schmerzlich gewesen, würde meinen Geist betrübt haben, wenn ich hätte sterben sollen, ohne vorher Gelegenheit zu finden zu diesem Schritte, weshalb auch, was mich unbedingt beschäftigt, der Gedanke ist, daß ich den Schritt getan, der jetzt getan ist, einen Schritt, zu dem ich mich stets verpflichtet gefühlt; während ich natürlich von dem Augenblick an, da sie die Ihre ward, verstanden habe, daß Sie, falls etwas geschehen sollte, auch von mir als die Instanz behandelt werden mußten, der sie, dadurch, daß sie Ihre Gattin wurde, sich selber — und damit insofern auch meine Sache — unterstellt hat.«*

»Meinen Sie also, es möchte sie freuen; meinen Sie, es möchte ihr dienlich sein, wenn sie eine versöhnlichere — in anderem Sinne eine strengere — Erklärung ihres Verhältnisses zu mir erhielte, so bin ich nicht ungeneigt, zu tun, was mir nur allzu leicht wird.

Antworten Sie hierauf mit einem Nein, so ist ja damit die Sache abgetan. Antworten Sie mit einem

---

** Ursprünglich war hier (s. Meyersche Ausgabe) noch eingeschaltet: dessen Folgen mir im wesentlichen gleichgültig sind.*
Anm. d. Übers.

Ja, so muß ich, für den Fall, daß Sie sich nicht selber dazu sollten veranlaßt sehen, hiermit ein paar Bedingungen machen. Soll der Austausch zwischen uns schriftlich geschehen, so bedinge ich mir aus, daß kein Brief von mir ihr in die Hände komme, der nicht von Ihnen gelesen worden wäre; wie ich auch keinen Brief von ihr lesen will, wenn er nicht den Vermerk trägt, daß Sie ihn gelesen. Soll der Austausch mündlich statthaben, so bedinge ich mir aus, daß Sie bei einer jeden Zusammenkunft zugegen seien.

Vielleicht — wer weiß! — vielleicht wird es das erste und letztemal sein, daß ich dazu komme, mich so mit Ihnen zu unterhalten. Ich benutze deshalb diese Gelegenheit dazu, Ihnen meine ganz besondere Hochachtung zu bezeugen. Gewissermaßen bin ich in Ihrer Schuld; das Glück, das Sie mit ihr vereint hat, dieses Ihr Glück ist für mich eine wahre Wohltat gewesen — um so mehr Grund habe ich zu der ausgezeichneten Hochachtung, mit welcher zeichnet

Ihr ergebener
S. K.

P.S. Da ich möglicherweise eine kleinere Reise nach dem Ausland antrete, so hätte ich gern Ihre Antwort baldigst.«

Der Brief, den Schlegel erhielt, war vom 19. August datiert und lautete schließlich wie folgt:

HOCHVEREHRTESTER!

Beiliegender Brief ist von mir (S. Kierkegaard) an — Ihre Gattin. Entscheiden Sie nun selber, ob Sie ihr denselben überreichen wollen oder nicht. Ich kann es ja doch nicht gut verantworten, mich ihr zu nähern, namentlich jetzt nicht, da sie die Ihre ist, weshalb ich auch nie die Gelegenheit benutzt habe, die eine Reihe von Jahren sich mir geboten hat, ja vielleicht geboten wurde.

Meine Ansicht ist die, daß eine kleine Aufklärung, mein Verhältnis zu ihr betreffend, ihr jetzo könnte dienlich sein. Sollte Ihre Ansicht eine andere sein, so möchte ich Sie bitten, mir den Brief ungeöffnet zurückzuschicken.*

Ich habe die Ehre usw.

S. K.

Endlich kam der an Frau Schlegel abgesandte Brief beinahe wörtlich so heraus, wie das letzte Konzept.

Der Tod Deines Vaters hat meinen Entschluß geändert und mich zu diesem bestimmt. Ich hatte mir die Sache anders gedacht.

Ich bin grausam gewesen, das ist wahr; weshalb? Du weißt es nicht.

Geschwiegen habe ich, so viel ist gewiß; Gott

* *Auf einem im übrigen wortgetreuen Konzept ist hier beigefügt: »sie jedoch gleichzeitig davon zu unterrichten«.*

allein weiß, was ich gelitten — gebe Gott, daß ich nicht auch jetzt noch zu früh zu Dir spreche!

Verheiraten konnte ich mich nicht; auch wenn Du noch frei wärest, ich könnte es nicht.

Indessen, Du hast mich geliebt wie ich Dich; ich bin Dir vieles schuldig — und Du bist jetzt verheiratet; nun wohl, zum zweiten Male biete ich Dir, was ich Dir bieten kann und darf: den Vergleich.

Ich tue es schriftlich, um Dich nicht zu überraschen oder zu übermannen. Meine Persönlichkeit hat vielleicht einstens zu stark gewirkt; zum zweiten Male soll sie es nicht. Doch überlege Dir's um Gottes des Heiligen willen, ob Du Dich darauf einlassen darfst, und in letzterem Falle, ob Du gleich mit mir sprechen oder zuerst ein paar Briefe wechseln willst.

Dein Dir in jedem Falle von Anbeginn wie auch bis zum Letzten aufrichtig und ganz ergebener

S. K.

Schlegels Antwort ist nicht aufbewahrt geblieben*, doch da sie darauf hinauslief, daß er

---

* *Nachdem das übrige bereits niedergeschrieben war, gelangte ich noch in Besitz einiger Konzepte von Briefen der (damals in Westindien weilenden) Frau Schlegel an den verstorbenen Arzt Henrik Lund, der nach Kierkegaards Tod ihr das Paket mit den hinterlassenen Briefen und Aufzeichnungen gesandt hatte. Darin heißt es gerade über diesen Punkt: »Einen uneröffneten Brief, den Du gefunden, habe ich damals nach*

nicht wünsche, Frau Schlegel den Brief abzuliefern,

---

bestem Wissen und Gewissen in Übereinstimmung mit meinem Manne so zurückgeschickt.« —— Später fügte sie hinzu: »Du schreibst, er habe meiner in seiner Krankheit erwähnt. Was er da von mir sagte, ist es gerade, was ich so furchtbar gern wissen möchte; denn wohl habe ich aus den nachgelassenen Papieren Aufklärungen erhalten über unser Verhältnis, die es in ein anderes Licht stellen — ein Licht, in dem auch ich zuweilen es gesehen habe; aber, ich weiß nicht, ob Du mich verstehen wirst, wenn ich hinzufüge, daß meine Bescheidenheit mir dies meist verbot, während mein unerschütterlicher Glaube an ihn mich wiederum darauf zurückbrachte. Worüber ich jedoch allezeit Gewißheit fühlte, war, daß zwischen uns ein unentschiedener Punkt sei, der sich einmal aufklären müsse. Ich kurzsichtiger Mensch verschob es auf die ruhigen Tage des Alters; denn in seltsamer Gedankenlosigkeit ist die Möglichkeit seines Todes mir nie eingefallen. Dieser kam mir deshalb um so unerwarteter und erfüllte mich nicht bloß mit Trauer, sondern mit Reue, als ob ich just durch diese Verschiebung ein großes Unrecht an ihm begangen hätte. Diesbezüglich hoffte ich Aufschluß zu bekommen, wenn ich hören würde, welches seine letzten Worte über mich gewesen, denn sämtliche Papiere sind, soweit ich sehen kann, vor mehreren Jahren schon geschrieben worden.

Seine damalige Absicht war, mir eine Freude zu machen, ja eine Ehre zu erweisen, was es ja bei seinem berühmten Namen auch war. Insofern kann ich also einerseits ruhig sein; denn beides habe ich hiermit empfangen, und zwar ebensogut, ob nun die ganze Welt oder ob keiner drum wisse. — Ich habe immer die Öffentlichkeit gescheut und hier noch besonders, wo ich ihr so ausgesetzt bin, so konnte denn für meine Person keine Frage sein, daß ich verzichtete. Nach seinem Tode jedoch ist es mir wie eine Pflicht vorgekommen, die ich aus Feigheit versäumt, eine Pflicht nicht allein ihm, sondern Gott gegenüber, dem er mich geopfert, sei es nun

so fiel ja damit die Sache gewissermaßen dahin*. Indessen hat dieser abschlägige Bescheid jedenfalls den Impuls gegeben zu den Aufzeichnungen vom 24. August, in denen Kierkegaard, nach dem bereits Gesagten und aus dem Folgenden Ersichtlichen, ja Gelegenheit findet, Verschiedentliches auszudrücken, was er ihr wohl gerne gesagt haben würde, wenn nicht früher, so doch nach seinem Tode. Einen Augenblick hat ihm vielleicht sogar die Möglichkeit einer Veröffentlichung vorgeschwebt. So wäre er noch bei Lebzeiten imstande gewesen, ihr die Erklärung abzugeben, die er wünschte, und die Aufzeichnungen dürften wohl in diesem Falle als der erste, flüchtige Entwurf hierzu betrachtet werden. Unter den Konzepten zu den erwähnten Briefen finden sich nämlich Papiere mit einer Überschrift, welche dahin deutet: »In ihrem Exemplar soll es auf dem vordersten Blatt heißen: Diese kleine Schrift ist Frau Regine Schlegel gewidmet«. Und weiter auf einem entsprechenden Bogen: »Unter das Datum des Vorwortes ist hinzuzufügen ‚Den 10. September'«.

---

aus einer angebornen Neigung zur Selbstquälerei geschehen (ein Zweifel, den er selber hegte), oder wie ich annehme, daß es die Zeit und die Resultate seines Wirkens zeigen werden, infolge einer höheren, göttlichen Berufung.« — —

* *Lakonisch schrieb K. unter sein Konzept (s. Meyersche Ausgabe): »Ich erhielt vom Hochverehrtesten als Antwort ein moralisierendes Indignationsschreiben, dem mein uneröffnet gebliebener Brief an sie beigelegt war.«* *Anm. d. Übers.*

Trotzdem wird jedenfalls eher anzunehmen sein, daß diese Zueignung für die eine oder andere seiner übrigen Arbeiten bestimmt gewesen, die er ihr vielleicht zu schenken wünschte*; und insofern konnte sie ja ebensogut aus einer Zeit herrühren, die dem Abschicken jener Briefe voranging.

Unter der Zueignung finden sich wiederum Entwürfe zu Briefen, die wohl das Buch hätten begleiten sollen. Mit Auslassung einzelner Wiederholungen lauten sie wie folgt:

»*Es gibt Zeiten, da man schweiget, und Zeiten, da man redet.*«

»*Daß ich grausam gewesen bin, ist wahr; daß ich es nicht eben aus eigenem Antrieb war, sondern nach höheren Begriffen von meiner Liebe dazu verpflichtet wurde, steht fest; daß Du unbeschreiblich gelitten, verstehe ich; daß ich noch mehr gelitten habe, glaube, ja weiß ich, — doch bin ich dessenungeachtet bereit, Dich um Verzeihung zu bitten, falls Du es so verstehst, falls Du in Deinem Innern keine andere Erklärung findest, als die Fälschung, die meine Fürsorge Dir bot und auf-*

---

* *Am ehesten wäre dabei an: »Zwei Reden bei der Kommunion am Freitag« zu denken, die 1851 herauskamen, während Barfod, nach ähnlichen Aufzeichnungen zu schließen, die Zueignung; »Einer Unbenannten, deren Namen dereinst genannt werden wird, soll meine ganze Verfasserarbeit gewidmet sein, wie sie's von Anfang an war« auf den Schluß des Jahres 1849 zurückführt.*

drang, die Fälschung, daß ich ein niedriger Schurke sei, der aus Eigenliebe, ein geheiligtes Band zerreißend, in grausamer Weise ein liebenswertes junges Mädchen betrog, das mit dem vollen Recht der Unschuld auf seiner Seite, mit beinahe anbetender Bewunderung und beinahe kindlicher Hingebung sich ihm vertraute. Verstehst Du die Sache so, nun wohl, so laß mich die Rolle jenes frommen Betruges weiterspielen: ein Schurke bin ich und komme reuevoll um Verzeihung bitten.

Verstehst Du es aber anders, so fällt wohl das Moment für die Verzeihung weg, wenn auch meine Schuld, nämlich, »daß ich Dich mit hinausriß in den Strudel«, sich die gleiche bleibt. Das Verhältnis ändert sich, ich werde derjenige, der zu danken hat; ich danke Dir, o recht aufrichtig danke ich Dir, daß Du (welches auch Dein Gedanke dabei gewesen sein mag) mir den einen Wunsch erfüllt hast, auf den all meine Grausamkeit hinzielte: Dich zu verheiraten und just mit Schlegel. O habe Dank; Dank für jene Zeit, da Du mein warst; Dank für alles, was ich Dir schulde; habe Dank, Du mein bezaubernder Lehrmeister, für Deine Kindlichkeit, die mir zur Lehre ward; Dank für das, was ich gelernt, wenn nicht von Deiner Weisheit, so von Deiner Liebenswürdigkeit: hab Dank, Du liebliche Lilie, Du kleines Vögelchen, Du mein Sehnen, auch für Deine Tränen, die mächtig zu meiner Entwicklung beigetragen; hab Dank —, doch wozu die vielen Worte, mein Leben hat es aus-

gedrückt: sie ist die einzige, die ich je geliebt; und dadurch, daß sie sich verheiratete, ward sie mir zu demjenigen Menschen, dem ich die größte Dankbarkeit schulde. — — — Es ist meine Überzeugung, daß nun der Augenblick gekommen sei, da es Dir von Nutzen sein kann, diese lautlosen Schriftzüge zu lesen; meine Stimme wirst Du nicht zu hören bekommen — —.«

»Deine Ehe mit Schlegel hat sich nun wohl in einer Weise gefestigt, daß ich, Gott sei gelobt dafür, ohne Gefährde wagen darf, was ich im Augenblick des Abschieds so gerne getan haben würde und auch getan hätte, wenn nicht Deine doch etwas rücksichtslose Verzweiflung mich gezwungen hätte, zur Grausamkeit zu greifen — wagen darf, was ich mir immerzu gewünscht — bloß den Augenblick abwartend — gewünscht, weil ich mich stets Dir gegenüber in einer Dankbarkeitsschuld fühlte und redlich gehalten habe, was Du in der Abschiedsstunde von mir erbeten: daß ich zuweilen Deiner gedenken möchte.

Habe Dank für jene Zeit, da Du mein warst, Dank für alles, was ich Dir schulde, habe Dank, Du mein bezaubernder Lehrmeister, für Deinen liebenswürdigen Unverstand, der mir zur Lehre ward, Dank für Deine leidenschaftliche Unbilligkeit gegen mich; sie hat über mein Leben entschieden.

Ach, in der Zeit des Leidens hast Du wohl — doch, wie ich hoffe, ohne Dich wider Gott aufzulehnen — oftmals gedacht: Es ist doch furchtbar, daß ein so gräßliches Spiel soll getrieben werden mit einem armen jungen Mädchen, daß sie, als wäre sie gar nichts, an die Laune eines Menschen verschwendet werden soll — sei versichert, es lebt in Dänemark kein Mädchen, von dem es dereinst in dem Grade heißen wird: Ihr Leben hatte eine außerordentliche Bedeutung, wie bei Dir. Mich haben Ehre und Ansehn vor der Welt nicht gelockt; ich habe einer höheren Sphäre angehört, habe fröhlich Opfer gebracht, fröhlich die Gefahren aufgesucht, damit ich die Ehre hätte, der vielverachteten Sache der Wahrheit zu dienen: all meine Berühmtheit aber — so lautet mein Wille — soll Dir gehören, »unserem herzlieben, kleinen Reginchen«, Dir, deren Liebreiz mich einstmals bezauberte und deren Schmerz mich auf ewig rührte, mich, den weder die glatten Worte der Welt noch ihr Widerstand bewegt haben. Es gibt nur zwei Menschen, die mich auf diese Weise beschäftigen: Mein verstorbener Vater und unser liebes, kleines Reginchen — auch gewissermaßen eine Tote.

So leb denn wohl, ja leb wohl! gedenke oder vergiß meiner, tue, was Du willst in dieser Hinsicht und was Du selbst als das Beste für Dich und Deine Ehe erachtest! Aber weder wird die Geschichte, noch werde ich Dich vergessen. Für Dich wird stets etwas Unerklärliches an der Sache bleiben.

Grüble nicht darüber; Du ergründest es dennoch nicht. Mir scheint, mehr könne ein Mädchen nicht verlangen, als: eine glückliche Ehe — und dabei eine so große Bedeutung zu haben für einen andern.«

»Beiliegend ein kleines Geschenk von mir (S. K.), das für Ihre Frau bestimmt ist.

Entscheiden Sie nun selber, ob Sie ihr die Gabe überbinden wollen oder nicht. Ich kann es ja doch nicht gut verantworten, mich ihr zu nähern — es wäre denn, daß sie es selber verlangte —, und doch hege ich die Vermutung, daß ein paar Worte von mir und über mich aus gebührender Entfernung ihr dienlich sein möchten. Sollten Sie aber nicht dieser Ansicht sein, so muß ich Sie bitten, mir das Paket uneröffnet zurückzuschicken.

Ich habe diesen Schritt, zu dem ich mich religiös verpflichtet fühlte, schriftlich tun wollen, weil ich befürchten mußte, daß meine markierte Persönlichkeit sonst zu stark und so, auf die eine oder andere Weise, störend wirken möchte.«

Hieran mögen noch folgende Entwürfe sich reihen:

»Seltsames in gewissem Sinne habe ich einesteils mit diesem Mädchen erlebt. Da wir seinerzeit uns trennten, war ich, was ich bis heute geblieben bin, der einzige, der über unser Verhältnis Bescheid

wußte. Ich war der einzige, der das Verhältnis überblickte; der einzige, welcher ahnte, daß das geschehen würde, was nun geschehen ist, wie ich es auch oft genug angedeutet habe. Und doch war ich damals ein Schurke, ein gemeiner Schurke usw. — Sie wollte über der Trennung zugrunde gehn. Und jetzt — ist sie längst glücklich verheiratet — während ich unveränderlich derselbe geblieben bin.

Indessen, das Mädchen hatte einen ganz außergewöhnlichen Wert; ich habe in gewisser Hinsicht total unrecht und bin der Schuldige ihr gegenüber; höchst unschuldigerweise hat sie viel, ungemein viel um mich gelitten; nun, so will ich denn — natürlich nur mit Ihrer Zustimmung, und natürlich nur, wenn sie es selber wünscht — das Eine für sie tun, das Letzte, das Einzige, was ich kann — leider ist es gar so wenig: ihr Aufschluß geben über ihr Verhältnis zu mir, einen Aufschluß, der ihr ganzes Verhältnis zu Ihnen verschönern wird; ich kann ihr eine Vorstellung schaffen von der Bedeutung, welche ihr zukommt und welche andauern und nach ihrem Tode in der Erinnerung fortleben wird. Denn der Nachdruck meines ganzen Schriftstellertums soll absolut auf sie fallen: Aus Kummer darüber, daß ich sie unglücklich machen mußte, bin ich Schriftsteller geworden, aus Kummer darüber,*

---

* *Kierkegaards Werk: »Entweder — Oder« ist zum größten Teil während jenes Berliner Aufenthaltes entstanden, der auf den Bruch folgte.* *Anm. d. Übers.*

daß ich sie unglücklich machen mußte, habe ich als Schaffender die beinahe übermenschlichen Anstrengungen geliebt und im Dienste der Wahrheit Gefahren aufgesucht, die alle fliehn.

Antworten Sie mir, sind Sie einverstanden damit? antworten Sie mir, wünscht Sie es?«

»Ein junges Mädchen kann, was das anbetrifft, die Liebenswürdigkeit selber sein, dazu in hohem Grade begabt und dennoch Mißgriffe tun, wenn sie vor so entsetzliche Entscheidungen tritt wie die, denen sie an meiner Hand entgegengegangen war. Ihr Verhältnis zu mir in der letzten Zeit unseres Brautstandes war ein solcher Mißgriff, ohne daß sie dabei im wesentlichen etwas von ihrer Liebenswürdigkeit eingebüßt hätte, ob sie gleich sozusagen, ohne es zu verstehen, daran gearbeitet hat. — Wenn dann eine solche Ehe Zeit gehabt hat, sich gehörig zu konsolidieren, zudem die eine oder andere äußere Schwierigkeit noch entfernt ist, so mag wohl der Augenblick gekommen sein, da es Eines Pflicht ist — seine liebste Pflicht —, das Mädchen ihre Bedeutung verstehen zu lassen, diesen Reichtum anderer Art, der redlich — vom Schurken — für sie zusammengespart worden ist. Denn der Nachdruck meines Schriftstellertums soll absolut auf sie fallen. In der Regel wird eine Frau so gestellt sein, daß es innerhalb ihrer Ehe bloß den Unterschied gibt zwischen dem Alltagskleid, welches täglich, und dem

Feiertagsgewand, das bei den einzelnen feierlichen Gelegenheiten in Gebrauch ist. Dieses außerordentliche Mädchen aber wird sich darin von andern, gewöhnlichen, unterscheiden, daß sie außer dem Alltagskleid ihrer Ehe einen kostbaren Staat ihr eigen nennt, der Berühmtheit und historischen Bedeutung feiertägliches Gewand, welches ich schon in Bereitschaft halte für sie, wenn sie einmal gestorben sein wird; es sei denn, des Mädchens Herze wünschte vielleicht als Ersatz für so viele Kränkungen dasselbe allsogleich anzulegen; denn ebensogut läßt sich dies sofort bewerkstelligen. —

Nachdem dann die Mitteilung, welche die Auslegung meines Verhältnisses zu ihr enthalten soll, gemacht ist, will ich sie bitten, ihr Mögliches zu tun, mich zu vergessen, um ganz Ihnen angehören zu können, also beitragend zur Verschönerung Ihres Lebens. Was ich ihr ursprünglich gelobte und bis jetzt gehalten habe, wenn auch auf verschiedene Weise, je nachdem es die Fürsorge für ihr zukünftiges Wohl erheischte, das werde ich auch fernerhin halten: ihrer zu gedenken! In diesem Leben wird sie Ihnen angehören; in der Geschichte wird sie mir zur Seite gehn; in der Ewigkeit wird es Ihnen ja nichts anhaben können, daß sie auch mich liebt, der allbereits an dem Tage, an dem ich mich mit ihr verlobte, ein Greis war und tausend Jahre zu alt, um eigentlich ein Mädchen lieben zu können, was mir im voraus hätte klar sein sollen und jetzt nur allzu klar ist, jetzt, da mich der Kummer

darob längst um weitere paar tausend Jahre älter gemacht hat.«

Endlich findet sich neben den Briefen an Schlegels ein Billet, welches versiegelt gewesen. Als Aufschrift: »Ein letzter, auf ‚sie' bezüglicher Schritt November 1849«; und drin bloß die wenigen Worte: »Es ist mein unveränderlicher Wille, daß nach meinem Tode die Schriften ihr und meinem verstorbenen Vater dediziert werden. Sie soll der Geschichte angehören. S. K.«

Auf eine flüchtig hingeworfene, wenn man so will »historische« Übersicht folgt in den erwähnten Aufzeichnungen ein Abschnitt, der hier ungekürzt wiedergegeben werden soll. Kierkegaard nennt es:

»*ABRECHNUNG*«.

Ihr Gedanke ist jedenfalls der gewesen: Im Grunde liebt er mich; er ist verlobt mit mir; ich liebe ihn nur zu sehr: woher in aller Welt kommt nun solche Kollision; es muß ja Wahnsinn sein, eine Schwermut, die an Wahnsinn grenzt. Ergo setze ich alles ein, um durchzudringen. Vortrefflich, vom weiblichen Standpunkte aus vollständig richtig — daß es eine religiöse Kollision war, mußte ihr notwendigerweise entgehen, ihr, die gar nicht religiös entwickelt war, am wenigsten, um derartige religiöse Kollisionen ahnen zu können — alles ist

ausgezeichnet, und in der weiblichen Unerschrockenheit, mit der sie loszustürmen wagte, liegt etwas Großes. Außerdem hatte ich ihr ja gewissermaßen selber diesbezüglich einen Wink gegeben. Ich wußte, sollte sie mir wirklich gefährlich werden, wie sie, die Liebenswerte, es verdiente, sollte die Sache für mich den höchsten Wert erhalten, so mußte sie wohl darauf achten, in diesem Kampfe die Hingebung zu Hilfe zu nehmen. Das hat sie getan, das liebreizende Kind, und zwar meisterlich qua Weib.

Was mich betrifft, so gilt für mein ganzes Leben dasselbe Gesetz, das auf allen entscheidenden Punkten wiederkehrt: wie jener General, der selbst kommandierte »gebt Feuer« und darauf erschossen wurde, so habe auch ich allezeit selbst kommandiert, wenn mir eine Wunde geschlagen werden sollte. Das Gefecht selber jedoch, das sie zu liefern hatte, war eines im großen Stile und bewunderungswürdig. Ich gab ihr gewissermaßen den Bogen in die Hand, legte selber den Pfeil darauf und zeigte ihr, wie sie zielen sollte; mein Gedanke — und das war Liebe — war der, entweder werde ich der Deine, oder dann sollst Du mir so tiefe Wunden schlagen, daß ich, obgleich von Dir getrennt, doch der Deine bleibe.

Wie vorbildlich aber auch für eine unglückliche Liebe! Mit ihr ist es nicht, wie z. B. mit Goethes Friederike, welche jede Heirat ausschlägt, weil es einem Mädchen genügen muß, Goethen geliebt zu

haben. Gerade umgekehrt ist mein Leben das, was ihr den Akzent geben wird. Und ich bin derjenige, der alles, alles tut, sie zum Heiraten zu bringen.

Eine solche Kollision ist undenkbar, wenn es nicht eine religiöse Kollision ist. Denn wäre mein Stolz oder dergleichen, meine Genußsucht oder dergleichen die Ursache, so würde ja mein Leben unmöglich ihr, als der Einzigen, den Akzent geben können. Sie verheiratet sich — und damit wird das Verhältnis zu einem absolut normalen.

Über sie ist, insonderheit von dem Augenblick an, da ihr Übermut sich in Hingebung wandelte, nichts, nicht ein Wort, aber auch nicht ein einziges zu sagen, das sie nicht ehren und preisen möchte. Ein liebreizendes Kind, ein liebenswertes Wesen war sie, wie gemacht, um einer Schwermut, wie der meinen, es zur einzigen Freude werden zu lassen, sie zu beglücken.

Liebreizend war sie das erstemal, da ich sie sah, liebenswert, wahrhaft liebenswert in ihrer Hingebung, rührend, in edelm Sinne rührend, in ihrem Kummer, nicht ohne Hoheit in der Trennung letztem Augenblick, kindlich von Anfang bis zu Ende; und trotz ihres klugen Köpfchens habe ich Eines stets bei ihr gefunden, und dieses Eine würde mir allein genügen, um sie ewiglich zu lobpreisen: Verschwiegenheit und Innigkeit; und, was ihr Macht verlieh: einen anbetenden Blick, wenn sie um etwas

flehte, welcher Steine hätte erweichen können; und Seligkeit war's sie zu beglücken, Seligkeit, ihre unbeschreibliche Glückseligkeit mitanzusehn.

Es war ein himmelschreiendes Unrecht an ihr, sie hinauszureißen in das Verhältnis zu mir, in gräßliche Auftritte, die förmlich darauf berechnet schienen, den Eindruck, den sie übte, zunichte zu machen. Gott verzeihe mir! Ich mußte sie kränken und im Stiche lassen, mußte in den zwei letzten Monaten grausam sein, um ihr, wenn möglich, zu helfen. Ich habe, wahrhaftig in der redlichsten Absicht, diese Grausamkeit fortsetzen müssen.

Gewiß hat sie seinerzeit unbeschreiblich gelitten. Sie wollte mir vergeben.

Geliebt worden ist sie. Mein Dasein soll unbedingt ihr Leben akzentuieren, auch was ich als Schriftsteller geleistet habe, bloß als ein Monument zu Ehre und Preis für sie angesehen werden. Ich nehme sie mit mir in die Geschichte. In meiner Schwermut habe ich ja nur den einen Wunsch gehabt, sie zu beglücken: hier nun ist es mir nicht versagt; hier gehe ich an ihrer Seite; einem Zeremonienmeister gleich führe ich sie im Triumph und sage: machen Sie gefälligst Platz für sie, für »unser herzliebes, kleines Reginchen«.

Ich habe einstens Gott um sie gebeten, als um eine Gabe, als um die liebste Gabe; ich habe auch in Augenblicken, in denen ich die Möglichkeit einer

Ehe ersah, Gott für sie gedankt, als für eine Gabe; ich habe sie später als eine Strafe betrachten müssen, die Gott über mich verhängt: allezeit aber habe ich sie auf Gott zurückgeführt und redlich daran festgehalten, auch dann, wenn sich durch sie das Ganze zu verzweifelt gestaltete, als daß ich das Gefühl meiner Überlegenheit hätte haben können.

Und fürwahr, Gott straft fürchterlich! Welch grauenhafte Strafe für ein beschwertes Gewissen! Dies liebreizende Kind in der Hand zu halten, ihr Leben beglücken zu können, ihre unbeschreibliche Glückseligkeit zu sehen, das höchste Glück, das dem Schwermütigen werden konnte — und dabei in seinem Innern die Stimme des Gerichts zu vernehmen: »Lassen sollst Du sie! Dies ist Deine Strafe, und die soll verschärft werden durch den Anblick all ihrer Leiden, verschärft werden durch die Bitten und Tränen ihrer, die nicht ahnt, daß es Deine Strafe ist, wohl aber meint, Deine Hartherzigkeit sei's, die es zu rühren gelte.«*

** Anm. »Dies ist auch im Grunde ihre Ansicht gewesen, denn sie sagte zu wiederholten Malen, mein Stolz wäre schuld daran, daß ich sie verlassen wollte. — Ebenso sagte sie auch, ich wäre doch eigentlich nicht gut, aber trotzdem könne sie's nicht lassen, mich zu lieben und zu bitten, daß sie bei mir bleiben dürfe.«*

»Von ihr«, sagt Kierkegaard an einer früheren Stelle der Aufzeichnungen, »rührt auch der Ausspruch: es endet gewiss noch einmal damit, daß Du Jesuit wirst«. In den Nachgelassenen Papieren 1848 findet sich folgender Zusatz: »,Jesuitismus' ist nämlich in der Romantik der jugendlichen

Jenes Jahr des Verlobtseins hat für mich eigentlich aus nichts anderem bestanden, als den qualvollen Erwägungen eines verängstigten Gewissens, darfst Du Dich verloben, darfst Du Dich verheiraten — ach, und indessen ging das liebreizende Kind an meiner Seite und war — meine Braut! Ich war alt wie ein Greis, sie jung gleich einem Kinde, doch hatte ich die Fähigkeit — ach — leider, möchte ich beinahe sagen — sie zu beglücken, und wenn ich einen Schimmer von Hoffnung sah, so konnte ich mir die Freude nicht versagen, sie zu beglücken, die so herzig Kind war und Kind blieb und trotz allem, was sie gelitten, das reine Kind war, da wir voneinander gingen!

Allein, es mußte gebrochen werden, und grausam mußte ich auch sein, um ihr zu helfen — siehe, das ist »Furcht und Beben«. So fürchterlich ward's, daß zuletzt das Erotische gar nicht mehr vorhanden schien, weil das Entsetzen das Verhältnis unter andere Kategorien brachte. Ich war in solchem Grade ein Greis, daß sie zu einem geliebten Kinde ward, gleichviel beinahe, welchen Geschlechts. Siehe, das ist »Furcht und Beben«. Und das darf ich behaupten, daß ich die Ehe inniger gewünscht habe, als sie; denn es hätte für

---

Phantasie jenes Streben, dessen τέλος [Geschoß, Anm. d. Üb.] gänzlich über den Verstand dieser Jugend hinausgeht.« An anderer Stelle bemerkt Kierkegaard: »Sie sagte auch einmal, sie wollte mich nie um etwas fragen, wenn sie bloß bei mir bleiben dürfte«. Vgl. Nachgelassene Papiere 1848.

mich (wie für jene Dämonen im Märchen), vom rein menschlichen Standpunkt aus, die Erlösung bedeutet. Doch ach, ich sollte nicht in den Hafen einlaufen, sollte in anderer Weise verwendet werden. Ein rätselhaftes Wort war es deshalb von ihr, ein Wort, das sie nicht verstand, aber ich dafür desto besser, da sie einmal in ihrer höchsten Seelennot zu mir sagte: »Du kannst doch nicht wissen, ob es nicht für Dich selber gut sein möchte, wenn ich bei Dir bleiben dürfte«. Siehe, das ist »Furcht und Beben«.

Unter der Aufschrift: »Mein Verhältnis zu ihr« hat Kierkegaard auf der ersten Seite der Aufzeichnungen das Wort »Dichterisches« hinzugefügt; womit er wohl hauptsächlich einzelne Bemerkungen bezeichnen will, die »historische Berühmtheit« betreffend, »die ihrer warte«, mit der er sie aber so gern schon bei Lebzeiten »geschmückt sehen wollte«. Vielleicht verbirgt sich deshalb auch ein leises Lächeln hinter seiner innigen Zärtlichkeit, wenn er versichert: »Es ist entschieden wichtig, daß ich die Sache redigiere. Denn sonst möchte ihre Heirat zu einer Mißlichkeit und ich zu einer Satire auf sie werden, ich, der ich unverheiratet blieb *, während sie an ihrer Liebe sterben wollte.«

* *Wie ökonomisch doch mein Leben angelegt ist, sagt K. an anderer Stelle (s. Meyersche Ausgabe), nur ein Mädchen brauche ich. Die hat einen flehenden Blick, der mich rührte, und das vergesse ich ihr nie.* *Anm. d. Übers.*

Daß ihre Heirat eine Tatsache ist, welche in dieser Verbindung gegen sie sprechen könnte, räumt er wohl teilweise ein; doch erklärt er gleichzeitig, daß seine Auslegung, als die einzig richtige, es zu dem mache, was es sei: nämlich einem Plus. »In erster Linie steht sie durch ihren Glauben, dadurch, daß sie Weiblichkeit genug besaß, um einem Menschen zu glauben, welcher so an ihr handelte und solche Verwirrung in ihr Leben brachte. In zweiter Linie dadurch, daß sie richtig die Pointe erfaßt hat, daß sie sich zu verheiraten habe.« Wenn er aber hierauf noch weitergeht und sich mit dem Ausruf zu ihr wendet: »Du hast etwas ganz Außerordentliches, hast eine Wohltat an mir getan, hast mir gerade mit diesem Schritte geholfen, und darum weiß ich auch, daß Du es aus Liebe zu mir getan hast«, — so mag er ja wohl damit beabsichtigt haben, sie zu erfreuen und zu beruhigen, aber ans »Dichterische« * streift der Ausspruch trotzdem, indem er jeder äußeren Bekräftigung entbehrt; denn sie sind nicht mehr dazu gekommen, miteinander zu reden. Aus dem Jahre 1852 noch findet sich in den Nachgelassenen Papieren

---

* *Die Befriedigung, die K. über Regine Olsens Verheiratung mit Schlegel empfand, mag ihr Befremdliches einigermaßen verlieren, wenn man in den Tagebüchern (s. Meyersche Ausgabe) den Ausspruch liest: »Sie mag soxusagen tun, was sie will, stets habe ich für sie einen Dichter in Bereitschaft, der ihr wird erklären können, daß das, gerade das (was sie getan) das Schönste, Dichterischste sei.«* *Anm. d. Übers.*

unter der Aufschrift: »Der 10. September« folgender Ausspruch: »Heute sind es also 12 Jahre her, daß ich mich verlobte. ‚Sie' . . . begegnete mir . . . sah mich an — doch grüßte sie nicht und sprach auch nicht mit mir. Ach, vielleicht hat sie erwartet, ich würde es tun. Mein Gott, wie gern wollte ich dies, wollte ich alles für sie tun. Allein ich darf die Verantwortung nicht auf mich nehmen; sie muß es selber verlangen.

Indessen hätte ich's dieses Jahr doch gewünscht; es ist auch wirklich peinlich, eine Sache so jahrelang in der Schwebe halten zu müssen.

Doch wird es wohl besser sein, daß es nicht geschehen. Denn es hätte ja möglicherweise so auf mich wirken können, daß ich, um sie mit Zelebrität zu schmücken, hätte mögen in Versuchung geraten, einiges daranzusetzen, um in irdischem Sinne obzusiegen und eine Art von Glück zu machen in der Welt.

Just deshalb machte es einen tiefen Eindruck auf mich, daß es auch heute vorüberging, sozusagen an mir vorbeiglitt. Es hat mich tiefinnig und lebhaft daran erinnert, daß sie doch nicht die erste Priorität hat in meinem Leben. Nein, nein; menschlich gesprochen gewiß — und wie gerne möchte ich dies ausdrücken — hat sie und soll sie die einzige und erste Priorität haben in meinem Leben — im übrigen aber hat Gott die erste Priorität.«

Im Frühjahr 1855, als Schlegel zum Gouverneur

in Westindien ernannt worden war und sie beide im Begriff waren hinüberzuziehen, hatte Frau Schlegel, wie sie selbst erzählt hat, ihm zum Abschied zu begegnen gesucht und bei dieser Gelegenheit ihn im Vorübergehen gegrüßt. Er, der vermutlich nicht um die Reise gewußt, hatte damals mit höchst bestürztem Ausdruck den Hut vom Kopfe gerissen, indem er ebenfalls vorübergegangen war.

Dies ward in diesem Leben ihre letzte Begegnung. Als Schlegels von Westindien zurückkehrten, war Kierkegaard schon seit einigen Jahren tot, und Frau Schlegel hatte das Paket mit seinen Briefen bereits erhalten.

Kierkegaard sagt einmal*: »Dies eine Schicksal scheint mir, was die entscheidenden Momente in meinem Leben anbelangt, vorbehalten zu sein: nie von den andern verstanden zu werden. Gerade auf das, was für mich jeweilen das Bestimmende ist, würde keiner geraten.« Und manche werden vielleicht diese Worte auch in Hinsicht auf das hier besprochene Verhältnis bezeugen. Mit wie viel oder wie wenig Verständnis man sich aber auch der Sache selber gegenüberstellen mag: in einer Beziehung werden doch alle übereinstimmen, und eines müssen alle verstehen, daß es ihm viel Ernstes und viel Leiden gebracht hat. Mitten

* *Nachgelassene Papiere 1846.*

unter den mancherlei Äußerungen über Schuld und Reue und daraus folgenden Konflikten, die einem beim Durchlesen dessen, was er selber über jenes schmerzliche Entsagen aufgezeichnet hat, begegnen, stößt man indessen auch auf einen Ausspruch von lichterer Färbung. Dieser findet sich in den Nachgelassenen Papieren von 1843 und lautet wie folgt: »Hätte ich den Glauben gehabt, so würde ich bei ihr geblieben sein. Gott sei Lob und Dank, daß ich das eingesehen.« Weiter unten wird sodann näher erklärt, was er damit meint: »Der Glaube hofft auch für dieses Leben, aber wohlgemerkt, kraft des Absurden, nicht kraft des menschlichen Verstandes. Anders wäre es bloß Lebensweisheit, nicht Glaube.«

»Auch« sagt er; denn an der Versöhnung und dem Frieden in der Ewigkeit hat er nie gezweifelt.*

Seltsam werden unsere Lebensfäden ineinander geschlungen in dieser Welt und Schuld wie Recht in kunstvoller Weise in das Gewebe verflochten zur Vollendung des Werkes. Daß Kierkegards Fähigkeiten und die Kräfte, die in ihm wohnten, samt überhaupt seiner ganzen geistigen Persönlichkeit gerade durch diese Kämpfe und Konflikte entwickelt werden sollten, um in einem höheren Dienste verwendet zu werden, hat er selber empfunden, und andere mögen es wohl mit ihm empfinden.

---

* *Vgl. Nachgelassene Papiere 1848.*



